



Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Eccl. S. Petri Præp.
& S. Mauriti. Dec.
A. V.

LA 864

22



Das Blatt beginnt, sich
zu wenden.

DONNA RUFINA.

AUS DEM SPANISCHEN

DES

DOM ALONSO CASTILLO

DE SOLLORÇANO.



ZWEYTER THEIL.

W i e n

gedruckt und verlegt von Ignaz Alberti.

1791.

DONNA
R U F I N A.

D R I T T E S B U C H.

XIX. K A P I T E L.

Sie werden immer muthiger.

Voll Vergnügen setzten nun Garay und Rufine ihre Reise fort. Sie suchten alle ungebahnten Wege und Fußsteige auf, um nur nicht entdeckt zu werden. Obschon sie einen nur sehr schmalen Mundvorrath bey sich hatten, so waren sie doch fest entschlossen, die nächsten vier Nächte kein Wirthshaus zu betreten, sondern immer

fort zu traben, und beobachteten es auch genau. Da es eben in der schönsten Jahreszeit war, schliefen sie ohne viele Unbequemlichkeit unter dem lieben freyen Sternenhimmel. Am vierten Abend' endlich war die Sonne schon ganz untergegangen; der Himmel fing an, sich zu umziehen; in der Ferne hörten sie den Donner rollen, und schon ziemlich nahe sahen sie wetterleuchten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte, um einen nahen Wald zu erreichen. Es gelang ihnen auch, und da eine gar schwarze, schwere Wolke über ihnen zu platzen drohte, drangen sie ins tiefste Dickicht.

Eben diese Furcht vor dem Ungewitter hatte auch andere Reisende ergriffen, und der Zufall hatte gewollt, daß sie sich nicht weit von dem Winkel, in welchen sich Rufine und Garay verkrochen hatten, in Sicherheit brachten. Das Geräusch, das sie machten, erregte Garay's Neugierde; er schlich sich denn so leise als möglich näher, und konnte endlich drey Männer unterscheiden. Er hielt sich unbeweglich, und hörte, was sie sprachen.

„Wenn dieser verfluchte Sturm,“ — sagte der eine mit einer fürchterlich rauhen Stimme, „noch lange so fort rast, so hat der Teufel unsern wunderschönen Plan gehohlt.“

„Es heult ja nicht anders,“ — sagte ein anderer, der eine widrige, niesende, und kreischende Stimme hatte, — „als ob sich, alle Elemente wider uns verschworen hätten; und die höllischen Wunden brennen mich auf dem Rücken, daß ich alles zu Brey zusammen hauen möchte.“

Obschon Garay sonst immer unerschütterlichen Muthes war, lief ihm doch bey diesem Gespräch' ein eiskaltes Schauder über den Rücken, denn im Sturm' und im Gefaule der Baumblätter klangen diese Stimmen nicht anders, als ob die Nachtgeister hier eine mitternächtliche Zusammenkunft hielten.

„Und was Bruder Crispin über uns fluchen wird, wenn er hört, daß wir ihm unsre Bequemlichkeit vorgezogen haben! — Er ist doch ein Erzgaudieb, der heilige Bruder! — Die ganze Gegend hält ihn für den Inbegriff aller Tugenden, und den

Auszug aller Frömmigkeit, und er ist doch ein Kerl, den das Gewissen nicht zentnerschwer drückt."

„Ich kenn' ihn nun schon volle zwölf Jahre, „sagte der erste wieder;" und er war, so viel ich weiß, diese ganze Zeit so glücklich, daß sich die Gerechtigkeit gar nie einkommen ließ, ihr Aug' auf ihn zu werfen; alles wallfahrtet zu seiner Einsiedelei, und niemand vermuthet, daß seine Füße vielleicht auf den Kleidern und Uhren seiner Verwandten stehen, die im Keller aufgehäuft liegen."

„Ja," sagte der zweyte, „wir hätten die funfzehn hundert Thaler, die wir gelstern gemacht haben, nirgends besser verwahren können! Wenn das vermaledeyte Donnerwetter nachläßt, können wir die Summe vielleicht heute verdoppeln."— Sofort ergänzten sie noch allmählig den Plan, den sie vor sich hatten.

Garay hatte vom ganzen Gespräche keine Sylbe verloren. Wie sehr wunderte er sich nicht, als er sah, daß auch seine Klugheit am heiligen Waldbruder Crispin gescheitert habe! Er kannte ihn sehr gut,

wie ihm denn kein abgelegenes Haus, und keine Einsiedeley im ganzen Lande unbekannt war; aber auch er hatte ihn für einen wirklichen Heiligen gehalten. Indessen war er nun auch bald Willens, den Schaden, der ihm vielleicht durch diesen Irrthum zugegangen seyn dürfte, reichlich wieder gut zu machen. Er schlich eben so leise zu Rufinen zurück, und erzählte ihr alles, was er gehört hatte. Sie hielten sich nun ruhig, bis sie hörten, daß sich die Räuber entfernten. Es geschah noch vor dem Einbruche der Morgendämmerung, und nun setzten auch unsre beyden Abenteurer ihre Reise bis zu einem bekannten abgelegenen Wirthshause fort, wo sie diesen und den folgenden Tag zubrachten. Am dritten machten sie sich auf, und begaben sich nahe zu Crispins Einsiedeley. Als sie nur mehr in einer kleinen Entfernung waren, band Garay Rufinen an einen Baum, und diese fing, so laut sie konnte, zu schreyen an: „Zu Hülfe! zu Hülfe! — Ist niemand auf Erden, der mir beysteht? — Um Gottes willen, haben Sie Mitleiden mit mir!“ — Eben so vortrefflich

spielte Garay seine Rolle. Er schrie: „Lafs ab von deinem Lärmen! — Du rufst umsonst! — Es hört dich niemand! Empfiel deine Seele dem Himmel; denn so bald ich dich fest gebunden habe, jag' ich dir eine Kugel durch die Brust.“ Crispin hatte das Geschrey gehört; da er aber dieß Mahl allein in der Einsiedeley war, obschon sich das selten traf, so hatte er erst zwey Pistolen von der Wand genommen, und lief nun hinaus. So bald er außer der Thür war, schoß er die eine los.

Das hatte Garay gerade gewollt; denn er hatte mit Rufinen verabredet, daß er entfliehen werde, so bald ihr Crispin oder sonst irgend jemand aus der Einsiedeley zu Hülfe kommen würde. Crispin trat näher, und sah das klägliche Schauspiel; ein wunderschönes Weib, das sich an dem Baume wand, wie einst die schöne verführerische Schlange im Paradiese. Er stand still, und schaut' umher, ob er niemanden erblickte, aber alles war stumm und verschwunden; er sah nichts, obschon der Mond hell leuchtete. Nun fuhr Rufine auf ein Mahl wieder empor, und schrie:

„Willst du dich noch nicht meiner erbar-
men? — Willst du noch dein schändliches
Vorhaben ausführen? — Zittre, zittre,
Barbar! — Die Rache Gottes wird nicht
lang' aussen bleiben!“ — Crispin verstand
noch kein Wort von der Sache. Er würde
Rufinen für eine Wahnsinnige gehalten
haben, die zu seiner Einsiedelei wallfahr-
tete, um ihre Genesung wieder zu erhal-
ten; aber sie war an den Baum gebunden,
und über dieß hatte er ja noch eine Stim-
me gehört. Es war nun ausgemacht; sie
war eine Unglückliche, an der man Ge-
walt hatte ausüben wollen. Er sagte da-
her: „Arme Unbekannte; ich bin nicht der,
für den Sie mich ansehen. — Ich komm',
Ihnen beyzustehen, und Ihr Leben zu ret-
ten! — Sagen Sie mir, wo ist er hinge-
kommen, wer ist er, der Verräther, der
mich wider die Sitte meines heiligen Stan-
des gezwungen hat, ein Schießgewehr zu
ergreifen?“ — Mit diesen Worten schnitt
er sie vom Baume los. Nun stellte sich Ru-
fine an, als ob sie sich jetzt erst sammelte.
Sie warf sich dem Waldbruder zu Füßen,
und schrie: „O heiliger Vater, ich danke

dir mein Leben! Sicher hast du eine Eingebung von oben herab gehabt, daß du mit Waffen erscheinst, die deinem Stande sonst nicht ziemen. Gott mag dir die Wohlthat tausend Mal vergelten, die du der Unschuld eines Mädchens geleistet hast! — Ich kann sie Dir mit nichts lohnen, als mit meinem schwachen Gebethe, an dem ich es gewiß nicht will fehlen lassen." Hiermit schwieg sie, schlang sich mit beyden Armen um des Waldbruders Knie, und küßte sie voll Inbrunst.

Crispin wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen, so bange war ihm bey dieser Umarmung; denn er hätte sie ihr nur gar zu gern' erwiedert. Indessen ließ es der Wohlstand für jetzt noch nicht zu, und diesen setzte er nie aus den Augen. „Liebes, frommes Kind, sagte er, danke mir nicht für etwas, das nur meine Pflicht ist; ich lebe hier nur, um meinem Schöpfer in dieser Einsamkeit mit mehr Eifer dienen, und so viel Gutes thun zu können, als in meinem Vermögen steht. Wir müssen ihm beyde danken, daß sich dieser unglückliche Zufall, von dem ich nicht ein-

mahl noch unterrichtet bin, zu unsrer Zufriedenheit gewendet hat."

„Aber, unglückliches Mädchen, Sie sind vom Schrecken ganz abgemattet, und doch kann ich Ihnen nichts verschaffen, als eine unbequeme Zelle; dieser können Sie sich aber bedienen, so lang' es Ihnen gefällt, und so lange Sie es für gut halten. Wahrhaftig, ich trage sie Ihnen mit aller Herzlichkeit an, die ein guter Christ seinem Nächsten schuldig ist." Rufine dankte ihm noch ein Mahl unter den bittersten Thränen, und nun gingen sie beyde langsam in die Einsiedeley. Sie traten ein, und Rufine wunderte sich nicht wenig, als sie einen armseligen, mit Stroh gefüllten Sarg erblickte, in dem er zu schlafen vorgab. Neben dem Bette hing ein hölzernes Crucifix, und eine Geißelpfrieme: übrigens war in der ganzen Zelle kein Geräthe, als ein elender, beynahe dreyfüßiger Tisch. Es fing schon der Verdacht in ihr zu entstehen an, daß Garay die Räuber unrecht verstanden, oder in Rücksicht der Einsiedeley selbst, deren es unzählige gäbe, in einem Irrthume seyn dürfte. Unterdeffen

stärkte sie ihren Muth bald wieder mit der Überlegung, daß er diese Komödie bey seinem Gewerbe unumgänglich nothwendig spielen müsse.

Als Crispin bemerkte, daß Rufine sein Lager so aufmerksam betrachte, sprach er: „Liebe, fromme Schwester, laß dir dieses fürchterliche Lager nicht bange machen; es ist nur für mich, um mich für die Sünden meiner jungen Jahre zu peinigen: du wirst aber ein besseres haben, als du vermuthen solltest, von dem ich für meinen Leib keinen Gebrauch machen darf. Auch ist mirs sehr lieb, daß du eben niemanden hier angetroffen hast, der seine neuntägige Andacht bey mir verrichten wollte; denn was würde die böse Welt nicht zu sagen, oder doch zu argwöhnen wissen, wenn man ein so junges und schönes Mädchen, wie dich, meine fromme Schwester, bey mir fände! — Von diesen Andächtigen haben mir einige aus Vor-sicht eigene Betten mitgebracht, deren sie sich die neun Tage durch zu bedienen pflegen. Bist du von Malaga hierher gekommen, Schwester?“ fragte er. —

„Nein,“ antwortete Rufine, die nun deutlich genug einsah, daß sie sich an dem Manne nicht betrogen habe.

„Nun,“ fuhr er zu lügen fort, „gerade von einigen frommen Personen aus Malaga, die mich öfters im Jahre besuchen, bin ich mit guten Betten versehen. O es sind gar heilige und reinliche Leute, vor denen du dich nicht zu scheuen hast.“ Daß nun diese Betten zu seinem und seiner ehrlichen Freunde Gebrauche dienten, versteht sich von selbst. Sie waren in demselben unterirdischen Gewölb’ aufbehalten, in dem er den übrigen Vorrath der Räuber versteckt hielt.

Er bath sie, einen Augenblick Geduld zu haben, und hohlte ein Paar vortreffliche Matratzen, drey Küssen vom feinsten Leinenzeug’, und eine mit Spitzen besetzte Bettdecke herauf, und machte in einem kleinen Kämmerchen, dicht am seinigen, ein ordentliches Bett zurechte. Rufine war im Herzen voller Freuden, und sah ihren Plan schon für ausgeführt an. Nun kam es ans Abendessen. Es bestand in einem sehr schmackhaften Fricassé, etwas kal-

tem Braten, frischer Butter, schönem Obste, und einigem Zuckerwerke. All diese Kostbarkeiten waren nun wieder Geschenke der frommen Seelen, und Überbleibsel der neuntägigen Andacht.

Das drolligste war, daß er ein großes Buch aus der Tischlade nahm, daraus laut zu lesen begann, und Rufinen herzlich um Vergebung bath, daß er ihr diese Unbequemlichkeit machen müsse, indem er sich unmöglich davon los sprechen könne. Rufine dankte ihm für diese Aufmerksamkeit, versicherte ihn aber, daß auch sie sich dabey ihren Betrachtungen überlasse, und sich daran erbaue, obschon er lateinisch las. Rufinens Rolle forderte schlechterdings, daß sie wenig als, so lüßtern ihr Gaumen nach dem langen Herumwandern geworden war; und Crispins Rolle heischte dieselbe Enthaltksamkeit. Indessen, so wenig sie mit dem Munde genossen, so gierig speisten sie mit den Augen. Das Nachtmahl war zu Ende; Crispin sprach den Segen, und bath nun seine schöne Unbekannte, ihm doch zu erzählen, was die Veranlassung zu dem trauri-

gen Schauspiele, das er selbst gesehen habe, gewesen sey.

„Ehrwürdiger Bruder,” antwortete Rufine mit holder Schüchternheit, „es ist billig, daß ich dir die Wunden öffne, an denen mein Herz leidet; deine Großmuth zwingt mich, dir kein Geheimniß zu verhehlen, das meine Seele hat, obschon ich meine Geschichte gar zu gern vor dem hellen Tageslichte verbergen möchte.”

„Sprich, unglückliche Schwester,” sagte Crispin, den dieser klägliche Schwulst schon in etwas berückt hatte; „sprich ohne Rückhalt, und sey versichert, daß ich deine Leiden mitfühle. Ich bitte dich, beginne, denn ich brenne vor Begierde, deine Geschichte zu erfahren.”

„Ich bin in der Stadt Almeria,” begann Rufine zu erzählen, „von adeligen Ältern geboren; unser Stamm ist dort schon unzählige Jahre einer der vornehmsten. Meine Ältern hatten keine Kinder, außer mir und meinem Bruder; mein Bruder ist älter als ich. Als ich funfzehn Jahre alt war, starben meine Ältern bald nach einander. Ich hatte verschiedene Freyer, aber mein

stolzer Bruder wollte nichts von ihnen hören: er achtete sie gering', obschon sie aus den besten Häusern waren. Bald war er mit ihrem Vermögen, bald mit ihren Sitten unzufrieden. Indessen war es nicht die Unzufriedenheit mit meinen Freyern, die ihn abhielt, mir eine Verbindung zu gestatten: er wollte, daß ich den Schleyer nehmen sollte, damit ihm mein ansehnliches Vermögen heim fiele. Er lag mir zu sehr an, und schickte zu viele Bekannte über mich, die mich bereden sollten, als daß ich nicht hätte aufmerksam werden, und von seinem bösen Herzen alles fürchten sollen. Was wollt' ich aber thun? — Nichts blieb mir übrig, als mit *nein* zu antworten: er ward immer erboster. Unter dieser Zeit kehrte ein Cavalier, der als Knabe von Almeria weggekommen war, aus Flandern zurück, und hatte für seine trefflichen Kriegsdienste einen ansehnlichen Rang erhalten. Er sah mich in der Kirche, und erkundigte sich, wer ich wäre. Er erfuhr es, bewarb sich um meine Bekanntschaft, und sofort um meine Liebe. Da ich sah, daß wir von gleichem Stande wären, und

seinen edlen Charakter überall anrühmen gehört hatte, glaubt' ich ihm den Zutritt gestatten zu dürfen; auch würd' ich es nicht gethan haben, wenn er mir nicht feyerlich seine Lieb' erklärt, und mich um meine Hand gebethen hätte. Unfre Bekanntschaft blieb einige Zeit ungestört, denn mein Bruder war damahls sterbenskrank." — Hier schwieg sie einen Augenblick.

„Wir wollen uns nicht mit bösen Wünschen veründigen," sagte Crispin; „Gott kennt den Ungerechten, und weiß ihn zu finden." Rufine schlug die Augen gen Himmel, und fuhr fort:

„Einer von meinen Liebhabern bemerkte seinen Nebenbuhler sehr leicht, und ward eiferfüchtig. Er verdoppelte seine Bemühungen bey mir; als er aber nichts bewirken konnte, war er niederträchtig genug, meinem Bruder, der sich nun schon etwas erhohlt hatte, aus Rache alles zu entdecken. Mein Bruder gerieth durch seine Erzählung, die ohne Zweifel nicht ganz echt war, in solche Wuth, daß er alle seine Kräfte sammelte, das Bett ver-

(*Rufina II. Th.*)

b

liefs, und sich selbst von meines Geliebten Besuchen überzeugte. Indessen wollt' er sich doch nicht an der Stelle rächen, sondern verschob es auf eine bessere Zeit. Für den Augenblick bedauerte er nur, daß ich meine Neigung auf diesen Edelmann geworfen hätte, mit dem er unmöglich in Schwägerschaft treten könnte, da er sich mit seinem älteren Bruder überworfen habe, und daher von dieser Familie überhaupt nichts als Verdruss, und vielleicht gar Nachstellungen befürchten müsse. Endlich war er vollkommen hergestellt, und als er erfahren hatte, daß mein Liebhaber eben auf einige Tage von Almeria abgereist sey, schlug er mir eine Spazierreise nach Malaga vor, wo wir eine Tante hatten, die im Bernardinerorden Nonne war. Da ich noch nicht wußte, daß er von meiner Liebe unterrichtet sey, und gern jeden seiner Wünsche, so oft ich nur konnte, befriedigte, willigt' ich ohne Anstand ein.

Alles war bereit; wir stiegen jedes mit zwey Bedienten zu Pferde. Als wir zu diesem Walde kamen, schickte er unser

Gefolge voraus, um eine Wohnung zu miethen. Er führte mich vorsetzlich irre, und da die Nacht eingebrochen war, sprang er vom Pferde, riß mich von dem meinigen, und band mich an den Baum, an dem du mich gefunden hast, ehrwürdiger Vater. Schon hatte er seinen Dolch gezückt, als dich mir der Himmel zu Hülfe sandte: denn da er den Knall der Pistole hörte, eilte er mit seinem und meinem Pferde unter tausend Verwünschungen davon." — Nun schwieg sie, und legte ihr Haupt auf Crispins Schulter. Er sprach ihr mit all seiner Beredtsamkeit Muth ein, und bath sie, auf seinen thätigsten Beystand zu rechnen.

Da es aber schon spät war, ging sie für heute zur Ruhe; indessen, so köstlich es sich sonst auf seinem verborgenen Dunenbette schlief, auf das er sich auch dieß Mahl hinwarf, so war doch sein geiler Geist zu sehr befangen, als daß er eine Viertelstunde hätte ruhig schlafen können. Er wälzte sich beynahe ungestüm hinüber und herüber, bis ihm die Lerchen auf dem Felde den Morgen ankündigten.

Er stand auf, und ging in die Kapelle, wo ihn Rufine, die ebenfalls schon aufgewacht war, durch das Fenster erblickte. Er kniete vor dem Altare hin, und legte sein Angesicht auf den Boden. Rufine ging ebenfalls hin, kniete sich einige Schritte von ihm nieder, und bog ihr Haupt gegen die Erde. Der Zufall wollte, daß sie sich beyde zugleich aus Neugierde umsahen, und es fehlte wenig, so hätte ihnen beyden ihr Bewußtseyn wenigstens ein Lächeln abgepreßt: aber sie waren zu große Meister in ihrer Kunst. Nun beschloßen sie beyde ihr Gebeth, das eben nicht an eine gewisse Ordnung gebunden war, und Crispin begann:

„Gelobt sey der Ewige, meine fromme Schwester, und er beglücke dein ganzes Leben mit so vielen Gütern des Leibes und der Seele, als ich dir gönne! Sage mir, du vollkommenes Geschöpf Gottes, wie hast du diese Nacht geruht?“ — „Recht wohl, mein frommer Bruder,“ antwortete Rufine; „und ich bin vollkommen fröhlich, da ich mein Herz wie du mit Gebethe gestärkt habe.“ „Wir wollen nun auch ein

wenig frühstücken," sagte Crispin; „denn der Schöpfer hat es vorgeschrieben, daß wir unsers Leibes nicht weniger als unsrer Seele pflegen." Nun ging er in seiner brüderlichen Liebe schon so weit, daß er ihre Hand in seinen Arm legte, und sie einer artigen Laube neben der Clause zuführte, die er — vermuthlich — ebenfalls als ein Andachtsplätzchen angelegt, und mit lieblichen Blumen um und um bepflanzt hatte. Hier ließ er sie niedersitzen, und hohlte geschwind' Obst zum Frühstücke her. Aus seiner großen Eilfertigkeit, und dem unverwandten Blicke, mit dem er an ihr hing, konnte sie deutlich schliessen, daß sein andächtiges Herz bereits zerschmolzen sey. Sie ging ihm denn in ihrem Betragen ebenfalls einen Schritt näher entgegen, um ihn noch treuherziger zu machen.

Als sie ihm eben dankbar die Hand drückte, hohlte er einen tiefen Seufzer, und sagte: „Wie gebrechlich ist doch die Natur des Menschen! Sie ist zerbrechlicher, als ein irdener Topf; zerbrechlicher, als eine Fensterscheibe. Darum verzeihe mir,

liebe Schwester, wenn ich dir vielleicht äußere, daß ich empfinde, wie lebenswürdig du bist. — Ich bewundere aber in dir nur die Allmacht meines Schöpfers, und die Vollkommenheit seiner Werke; ich liebe dich als meine Schwester, und drücke dich als dein Bruder, wie nach einer langen Abwesenheit, freudig an meine Brust." Mit diesen Worten küßte er ihr die Stirn, und sie sprach kein Wort.

„Du wirst mich vielleicht in geheim tadeln," fuhr er fort, „daß ich Worte spreche, die mit meinem Kleid' im Widerspruche stehen; aber entschuldige mich, und denke, daß der Herr es ist, der mir diese Augen gegeben" — hier blickte er sie zärtlich an — „der mir diese Hände gegeben" — hier drückte er sie mit beyden Händen — „der mir diesen Mund gegeben" — hier wiederholte er den Kuß noch wärmer auf ihre Lippen. So unangenehm ihr sein unflätiger Zottelbart gewesen seyn mag, so erwiderte sie doch seine Begeisterung mit einem himmlischen Lächeln, während welchem sich eine angenehme Morgenröthe von Schamhaftigkeit über ihr Gesicht

verbreitete. Crispin grinste vor Freuden, und verzog seine Lippen, wie ein alter meckernder Bock.

Rufine sprach: „Lieber Bruder, denke nicht, daß ich die Menschen anders beurtheile, als sie geschaffen sind. Ich bin weit entfernt, diese feindseligen, überstrengen Forderungen zu machen, nach denen der Mensch ein überirdisches Wesen seyn soll; ich selbst habe nur zu sehr erfahren, wie mächtig unsre Natur ihre Herrschaft über uns ausübt. Ich bin weit entfernt, auf mein Gesicht stolz zu seyn; aber für ein herzlich gutes Mädchen halt' ich mich, und als dieses bitt' ich dich um deine ehrwürdige Liebe. Auch du scheinst mir von der Gewalt der Liebe gelitten zu haben: deine Augen blicken so sanft und zärtlich; deine Lippen ruhen so mild und gut auf einander; dein ganzes Wesen ist" — hier ward sie von den Küssen erstickt, die ihr Crispin auf den Mund, die Wangen, und die Stirn drückte. Sie schwieg denn, und Crispin gab vor Entzücken nur einige unverständliche Töne von sich.

XX. K A P I T E L.

Dritter Beweis, dass die Liebe im Alter eine tödtliche Krankheit sey.

Allmählig erhohlte sich Crispin aus seiner Trunkenheit, und versicherte Rufinen noch hundert Mahl seiner väterlichen, brüderlichen, und, was immer für einer Liebe sie wollte. Rufine sprach nun: „Aber, lieber Bruder, da ich dir mein ganzes Herz aufgeschlossen habe, fordr' ich auch dasselbe von dir. Theile mir deine Erfahrung mit, und leite meinen Verstand durch die Erzählung deiner Geschichte.“ Crispin war über diese Forderung gar nicht betroffen, denn er hatte ihr sehr natürlich von fern entgegen gesehen.

„O von ganzem Herzen,“ antwortete er mit einer Fassung, über welche selbst Rufine erstaunte; „ich wäre dir von selbst damit beschwerlich gefallen; denn wer spricht nicht gern von seinem eigenen Schicksale, besonders, wenn er das Glück

hat, eine Seele zu finden, die mit ihm gleich gestimmt ist? Aber für jetzt mußt du mir es nachsehen; ich habe noch einiges in Ordnung zu bringen, dann bin ich gleich wieder bey dir." Rufine begleitete ihn in die Zelle, und schützte vor, daß sie etwas unpäßlich sey. Er hieß sie im Bette bleiben; sie that es, und verließ es drey volle Tage nicht. Crispin war in äußerster Thätigkeit, und bewirthete sie mit den besten Fleischspeisen, die sie wünschen konnte. Sie stellte sich an, als ob ihre Krankheit immer zunähme, und entdeckte ihm endlich, daß nur ihre Entfernung aus der Vaterstadt dieses Übel verursacht habe, und sie auch gewiß nicht genesen werde, bevor sie nicht dahin zurück kehren könne. „Aber wie soll ich dahin zurück kehren," sprach sie, „bevor ich weiß, ob sich mein Bruder noch in Malaga befindet, oder ob er die Folgen seiner That erwogen, und die Flucht ergriffen hat?" —

„Laß das meine Sorge seyn," erwiederte Crispin; „ich will nicht eher ruhen, bis ich es durch meine Freunde erfahren habe." Diese Freunde waren die drey Räuber,

die auch noch dieselbe Nacht mit einer Beute von mehr als zwey tausend Thalern in Gold' ankamen; und diese Beute war eben dieselbe, von welcher sie im Walde gesprochen hatten, als sie Garay behorchte, und die sie, des Ungewitters wegen, erst einige Tage nachher hatten hohlen können. Die Summe hatte einem Kaufmanne in der Stadt gehört, bey dem sie Crispin, als er eben Almosen bettelte, entdeckt, und seinen Brüderchen angezeigt hatte. Diese waren nun nach Mitternacht in der Einsiedeley angekommen; Crispin hatte aber keine Lust, ihnen seinen schönen Gast zu zeigen, der ihnen allenfalls zu sehr hätte behagen dürfen. Er führte sie denn in das obere Stockwerk, gerade über dem Kämmerchen, in dem Rufine schlief. Als er seiner Gesellschaft Speise und Trank herbey hohlte, sah er nach, ob Rufine wirklich schon schlafe, und diese stellte sich auch so an, obschon sie Leute zu Pferd' ankommen gehört, und aus der nieselnden Stimme des einen erkannt hatte, daß es die drey Räuber aus dem Walde wären.

Crispin trug denn gar keinen Zweifel mehr, daß sie fest schlafe, da er sie tüchtig schnarchen hörte, und hieß seine Gesellschaft munter und fröhlich seyn. Zur größten Vorsicht brach er doch das Gespräch über den gemachten Fang sehr geschwind' ab, und, da sie einen ehemahligen Studenten, der sich schon zu Salamanca auf kleine Handgriffe verlegte, unter ihnen hatten, der sehr aufgeweckten Geistes war, und angenehme Histörchen zu erzählen wufte, bath er diesen, die Gesellschaft mit einem von der gewöhnlichen Art zu belustigen. „Aber nur nichts Unanständiges,“ fügte er hinzu; „denn morgen fällt ein Festtag.“ Die übrige Gesellschaft ersuchte ihn ebenfalls, und er begann denn zu erzählen.

DER GRASGRÜNE GRAF.

EINE NOVELLE.

Dom Pedro Osorio, ein Edelmann von den vortrefflichsten Anlagen, und aus einer sehr alten Familie, war zu Villafranca, einer alten Stadt an der Gränze des

Königreichs Galicien, geboren: er hatte einen älteren Bruder, Dom Fernando Oso-rio, und eine Schwester, Donna Constan-za. Da er seine Ältern in seinem funfzehnten Jahre verlor, traf ihn das Loos, das die jüngeren Söhne gewöhnlich trifft; er mußte nämlich nach einigen Jahren die Uniform anziehen, und mit einer kleinen Summe baren Geldes nach Flandern in den Krieg ziehen. Er hielt sich so tapfer, daß er eine Fahne, und bald darauf eine Hauptmannsstelle erhielt. Sein Glück wuchs nun immer schneller, denn es währte nicht lange, so erhielt er auch den Orden von Alcantara, und die Anwartschaft auf die nächste Comthurey. Nun schloß der König auf ein Jahr Waffenstillstand, und Dom Pedro erhielt die Nachricht, daß sein älterer Bruder gestorben, folglich er der Erbe seines großen Vermögens sey. Er verlangte Urlaub, und machte sich ohne Verzug auf die Reise.

Bevor er in Villafranca ankam, war seine Schwester mit einer alten Tante nach Valladolid, wo sich damahls der Hof aufhielt, abgereist, weil sie vermu-

thet hatte, daß ihr Bruder nicht so bald eintreffen würde. Dom Pedro brachte seine Geschäfte in Ordnung, trat die Vormundschaft über die Kinder, die sein Bruder hinterlassen hatte, an, brachte sie bey einem rechtschaffnen Manne in Verforgung, und war nun Willens, seine Schwester in Valladolid zu besuchen.

Als er des Abends zu Villafranca über den Hauptplatz ging, sah er eine Menge Volkes, das zwey Tragsessel zu einem Wirthshause begleitete. In dem einen saß ein alter, ansehnlicher Edelmann, im andern ein junge, herrlich gekleidete Dame. Sie war so außerordentlich schön, daß er keinen Blick mehr von ihr abkriegen konnte. Er verhüllte seinen Orden mit dem Mantel, und drang mit dem Volke bis unter das Thor des Galthauses, bey dem sie abstiegen. Die unaussprechliche Anmuth, mit der sie sich bewegte, und die unwiderstehliche Freundlichkeit, mit der sie allen, die sie begrüßten, ihren Dank zunickte, setzten sein Herz in die mächtigste Bewegung. So viel Reitz und Adel hatte er noch nie in einem Weibe verei-

nigt gesehen. Er fragte einen Bedienten, der ihre Livrey trug; und eben über den Platz gehen wollte; sehr höflich, wer der alte Edelmann sey, den er so eben hier abtreten gesehen.

Der Bediente antwortete: „Mein Herr, der Edelmann, nach dem Sie sich erkundigen, ist Dom Rodolfo, ein Mann vom größten Rang' und Ansehen, den Seine Majestät, der Kaiser, zu Seiner Majestät, ihrem Könige, als ordentlichen Gesandten geschickt haben, und, wie ich von guter Hand weiß, in sehr wichtigen Angelegenheiten. Das junge Frauenzimmer, das Sie mit ihm werden gesehen haben, ist seine Tochter, die unter dem Nahmen, *die schöne Margrethe*, weltberühmt ist. Er führt sie mit sich, um sie mit seinem Nefen, Leopold, einem gar feinen und lieben Herrn, zu verheirathen, der sich jetzt in Valladolid am Hof' aufhält, und in seiner zarten Jugend, von vier Bedienten begleitet, von denen zwey meine Kameraden waren, aus Deutschland in fremde Länder gereiset ist. Er hat ganz Frankreich, England, Italien, durchwandert,

aber, das kann ich Ihnen auf meine Ehre versichern, hier in Spanien hat es ihm am Besten gefallen. Er ist Seiner Majestät, dem Könige, recht ins Herz gewachsen, und die Herren am Hofe, und die Damen können es ohne ihn gar nicht aushalten. Er ist freygebig, und voll von schnackischen Einfällen. Die Heirath mit meines Herrn Tochter ist schon in Deutschland richtig gemacht worden, und Seine Majestät, der Kaiser, haben meinem Herrn, wie es heißt, diese Gesandtschaft nur deswegen aufgetragen, weil er weiß, daß meinem Herrn diese Verbindung so nah' am Herzen liegt."

„Er hätt' ihn aber gern schon wieder zu Hause; denn mein Herr, das versicher' ich Ihnen, ist zu Hause so nothwendig, wie überall. Die Heirath wird also bald vollzogen seyn. Wir sind auf dem Meere hierher gereist, und haben einen so derben Sturm ausgestanden, daß wir alle Augenblicke in Gefahr waren, das Leben zu verlieren. Mein Herr, mir stehen die Haare zu Berge, wenn ich denke" —

„Mein lieber Freund," unterbrach ihn

Dom Pedro; „ein Bisschen weniger umständlich, wenn ich bitten darf.“

„In diesen letzten Nöthen nun that mein Herr ein Gelübde, daß er eine Reise nach Compostell machen wollte, wenn ihm San Jago, auf den er immer ein besonderes Vertrauen gesetzt hat, nur dieß Mahl helfen sollte. An einem Orte haben wir uns gegen vierzehn Tage aufgehalten, und noch konnte sich mein Herr kaum erholen. Binnen dieser Zeit sind auch die Puncte des Heirathscontractes vollkommen ins Reine gebracht worden.“

„Nun ist alles in Ordnung, und übermorgen treten wir die Wallfahrt nach San Jago's Grab' an. Der Herr Neffe ist nicht mit gekommen, sondern ist in Valladolid geblieben, um die Dispensation zu betreiben, die er zu Rom angesucht hat; denn, mein Herr, wenn sie diese nicht erhalten, dürfen sie sich ja nicht heirathen. Das ist alles, mein Herr, was ich Ihnen sagen kann.“

Dom Pedro, der sich während dem ganzen Gespräche immer etwas mit dem Mantel verhüllte, und daher von dem Be-

dienten nicht erkannt werden konnte, drückte ihm ein Paar Reale in die Hand, dankte ihm für die Auskunft, und ging seiner Wege. Was er gehört hatte, machte ihn nur noch bestürzter. Das Mädchen, das er von dem ersten Blick' an so heftig liebte, sollte verheirathet, sollte so bald verheirathet werden, und er konnte gar von fern nicht absehen, daß dieser unglückliche Streich durch irgend ein Hinderniß sollte abgewendet werden können. Er war so beängstigt, daß man ihm die Unruhe seines Geistes an der Stirne las.

Da er den Wirth des Gasthofes, in dem Margrethe wohnte, gut kannte, ersucht' er ihn, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, daß er sie ungelesen speisen sehen könnte. Der Wirth fand sich bereit, und Dom Pedro war bey dem ganzen Abendessen zugegen, ohne daß er hätte bemerkt werden können. Das hieß, Öhl ins Feuer gießen. Über dieß ward sein Kummer noch größer, als er den folgenden Morgen erfuhr, daß seine Schöne mit ihrem Vater wirklich nach Compostell abgereiset sey.

Er dachte nun nichts mehr, als Margrethen, und sann auf nichts, als auf ein Mittel, sie wenigstens sprechen zu können, um die Heftigkeit seiner Leidenschaft doch in etwas zu befriedigen. Er berechnete, wann sie wieder zurück kehren dürften. Galicien ist ein ununterbrochenes Gebirge; die Wege sind äußerst schlecht; Rodolfo ist kränklich; sie werden also vor wenigstens zwanzig Tagen nicht eintreffen können. Über dieß war zu vermuthen, daß sich Rodolfo doch einige Tage zu Compostell aufhalten würde, um seine Andacht zu verrichten. Diese Berechnung legte er seinem Plane zum Grunde. Er nahm von allen seinen Bekannten Abschied, und begab sich nach Pondeferrada, einer Stadt, die vier Meilen weiter vom Hof' entfernt ist, als Villafranca. Er brachte sich in einem Wirthshaus' unter, das er bey Tage nie verließ. Damit ihn ja niemand erkennen möchte, ließ er sich mit keinem Menschen in ein Gespräch ein, als mit seinem Wirthe, der ehemahls lange Zeit bey ihm in Diensten gestanden hatte, und seine fünf gesunden Sinne stets

beylammen zu erhalten wufste, und seinem wackern Bedienten Felician, einem Jungen von besonderer Art. Den Tag brachte er theils mit Lesen, größten Theils aber mit unverständlichen Selbstgesprächen, und unter tausend verschiedenen Geberden der Verzweiflung, oder doch wenigstens des schwersten Kummers zu. Felician nahm diese Veränderung an seinem Herrn nur zu deutlich wahr; aber da dieser sich gegen ihn nicht äußerte, konnt' auch er das Gespräch nicht auf diesen Punct einleiten. Es blieb ihm nichts übrig, als seinen Herrn in die Enge zu treiben, und endlich zur Sprache zu bringen.

Eines Tages, als er Dom Pedro eben in seiner gewöhnlichen Schwermuth, den Kopf in den Armen ruhend, bey seinem Tisch' antraf, stellt' er sich gerade vor ihn hin, und blieb stehen, ohne eine Sylbe zu sprechen. Pedro bemerkte, daß jemand herein getreten wäre, fuhr in die Höhe, und fragte: „Was willst du?“

Felician sprach kein Wort.

Pedro wiederholte die Frage, und Felician sprach noch kein Wort.

„Felician,” sagte Pedro, „warum sprichst du nicht?”

„Gnädiger Herr,” antwortete Felician, „weil das Schweigen bey uns jetzt Mode geworden ist.”

„Kerl,” schrie Pedro, „willst du scherzen?” —

„Behüte!” antwortete Felician; „das wäre ja gar wider Recht und Sitte.”

„Bursche,” schrie Pedro, und sprang auf; „ich will dich gewiss ändern.”

Felician regte sich nicht von der Stelle, und sprach ganz kalt: „Das wird Ihnen ein Leichtes seyn, da es Ihnen nicht schwer geworden ist, sich selbst ganz und gar zu verändern.

Pedro schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, und seufzte. „Du hast Recht,” sagte er.

„Ich danke, gnädiger Herr,” antwortete Felician; „das war auch meine Meinung.”

„Felician,” sagte Pedro, „du bist klüger, als ich.”

„Gnädiger Herr,” sagte dieser, „Sie haben zu befehlen.”

„Du bist glücklicher, als ich!”

„Sie sind reicher, und haben weniger Bedürfnisse.“

„Du hast auch weniger Wünsche.“ —

„Wenn meine Wünsche von der Art sind,“ sagte Felician, „dass ich sie befriedigen kann, so mögen sie immerhin viele seyn.“

„Du willst mir auf den Zahn fühlen! — Das sollst du nicht!“

„Gnädiger Herr; mir thut der Zahn mit Ihnen weh; der Backenzahn, der Augenzahn, und sofort alle; denn ich liebe Sie so sehr, dass ich“ —

„O das weiß ich,“ unterbrach ihn Pedro, „das weiß ich, und gerade desswegen sollst du mich nicht prüfen, nicht ausforschen; denn ich hätte dir meine Leiden längst von selbst beschreiben sollen.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Felician, — und weinte helle Thränen — „Lieber Felician,“ sagte Pedro, — und schluchzte überlaut.

„Nicht als ob ich neugierig wäre,“ fuhr er fort; „aber dass Sie der Gram aufzehren will, seh’ ich doch klar, und da entsteht denn ganz natürlich das Verlangen in mir, zu wissen, woran es wohl fehle? — In Ihren Jahren wird es wohl weiter nichts

seyn, als ein Streich, den Ihnen Ihr Herz gespielt hat!“ —

„Wahrhaftig,“ sagte Pedro, „du hast es errathen: das ist, was mir den Schlaf raubt; das ist, was mir das Mark in den Beinen aufzehrt; das ist, was mich so mürrisch, so menschenfeindlich macht; das ist, was mich dahin bringt, daß ich jeden, der mir in die Quere kommt, beleidige.“ —

„Aber es ist auch das,“ unterbrach ihn Felician, „wofür sich wird Rath schaffen lassen.“ —

„Nein, nimmermehr,“ schrie Dom Pedro; „die Sache ist ja schon so viel als geschehen!“ —

„So viel als geschehen, ist doch noch nicht geschehen.“ —

„Aber in Rücksicht meiner,“ sagte Pedro, „macht es keinen Unterschied mehr. Höre mich nur an, ich will dir alles erzählen.“

Sofort beschrieb er ihm die Lage der Sache, ganz wie sie war.

„Gnädiger Herr, da weiß ich freylich keinen Rath,“ sagte Felician.

„Höre,“ sagte Pedro, „ich bin auf einen

Einfall gerathen, der zwar ein wenig sonderbar klingt, aber mir doch wenigstens eine Gelegenheit verschaffen kann, das Mädchen nach Herzenslust zu sprechen, und zu sehen. Ist sie für mich verloren, so hab' ich doch die Wollust ihres Gespräches genossen; ich habe doch wenigstens Gelegenheit, ihr Herz zu prüfen; ich werde mich überzeugen können, ob sie ihre Hand aus Neigung oder aus Gehorsam reicht; und wäre das letzte der Fall, bey Gott! — ich ruhte nimmermehr, bis ich sie von dem unglücklichsten Zwange, von dem höchsten aller Leiden befreyt hätte. O wie wollt' ich aufleben, wenn ich nur einen schwachen Strahl von Hoffnung entdeckte! — Sey er immerhin aus einem alten Hause! — Die von Oforio, von Toledo, von Astorga, von Villafranca, die ich unter meinen Ahnen zähle, stehen den seinigen an Hoheit und Alter des Adels gewiß nicht nach; eben so wenig an Vermögen! — O Felician, vielleicht täusch' ich mich; aber noch kann ich nicht verzweifeln; noch spricht mir eine geheime Stimme Muth ein.“ —

„Aber, gnädiger Herr,” sagte Felician,
„Sie haben mir von einem Plane gesagt.” —

„Höre denn,” fuhr Pedro fort; „ich will mich wahnsinnig stellen; einem Wahnsinnigen kann man keine sonst unbescheidene Handlung, keine freymüthige Rede übel deuten; daher werd’ ich unter dieser Verstellung des Vaters und des Mädchens Bekanntschaft machen können, ohne daß es sie beleidigen kann. Auf ihrer Rückreise will ich es ausführen. Ein Wahnsinniger kann das Gespräch auf jede Materie einleiten, von der er zu sprechen Lust hat; und nebst dem wird man auch gegen einen Wahnsinnigen mit weniger Rückhalt sprechen, als gegen einen, bey dem man Absichten oder Mißbrauch vermuthen dürfte. Was denkst du von dem Einfalle?” —

„Wie aber, wenn man sich auch kein Gewissen daraus machte, einen Wahnsinnigen zu täuschen, gerade, weil er wahnsinnig ist?” —

„O, jede Täuschung ist von dieser Seele fern; und über dieß will ich schon so in der Fassung bleiben, daß ich auch dann

meine Gabe, Menschen von Menschen, und Worte von Worten zu unterscheiden, nicht verlieren werde!“ —

„Wenn Sie es darauf wagen, so ist der Einfall des Versuches werth!“ —

Felician mußte nun alles einkaufen, was ihm Pedro vorschrieb. Ein Wamms von grasgrünem Tafft, nach alter Tracht, mit langen Umschlägen; Hals und Handkrausen von grasgrünem Flor; einen grasgrünen tafftenen Mantel, grasgrüne Strümpfe, und einen runden mayländischen Hut von grasgrünem Seidenfilze. Pedro's Absicht war nun nicht, einen fürchterlichen Wahnsinnigen zu spielen, sondern einen angenehmen, der ungeachtet seiner Verückung doch lustige Einfälle hätte, und mit dem man daher gern in Gesellschaft wäre. Dem Wirth', auf den sich Pedro, wie gesagt, verlassen konnte, ward der Plan unverzüglich mitgetheilt, und durch ihn mußte Margrethens Vater zuerst von dem lebenswürdigen Wahnsinnigen, der sich hier aufhielt, etwas erfahren. Nun war alles in Ordnung; Dom Rodolfo hatte nur anzukommen. Er blieb auch nicht

lange aus. Das Schicksal war unferm Wahn-
sinnigen günstiger, als er hätte vermuthen
können; denn bevor Rodolfo zu Ponde-
ferrada ankam, brach etwas an seinem
Tragstuhl — denn er war ein sehr leibi-
ger Mann — und er mußte dann auf alle
Fälle hier so lange verweilen, bis der
Tragstuhl wieder hergestellt war.

Er trat in dem Wirthshause ab, und
Dom Pedro hatte sich unterdessen zu dem
Bruder des Wirthes begeben, bis es Zeit
seyn würde, aufzutreten. Der Wirth war
sehr gesprächig, und erkundigte sich denn
weitläufig, wie sich der hochgnädige Herr,
und das hochgnädige Fräulein auf der
Reise befunden hätten; ob nun in Com-
postell ein großer Zusammenfluß von Men-
schen sey, ob, und ob, — und um hundert
ähnliche Dinge. Der alte Herr war zu
lieblich, als daß er die Fragen hätte un-
beantwortet lassen sollen; aber Margrethens
Antlitz war viel düstrier, als bey der Hin-
reise; mochte seyn, weil sie sich nun ihrer
Vermählung um so viel näher wußte;
denn ihr Bräutigam war bey weitem nicht
der edle, lebenswürdige Jüngling, als

den ihn der Bediente unfrem Dom Pedro beschrieben hatte, sondern ein Wüftling, den sein Oheim gerade seines ausschweifenden Lebens wegen, von dem er ihn abzubringen suchte, so geschwind' als möglich verheirathen wollte: der Engel, Margrethe, sollte das Opfer seyn. Ob sie nun bey dieser Aussicht fröhlich seyn konnte, beantwortet sich von selbst.

Nachdem der Wirth all seine Gesprächigkeit erschöpft hatte, begann Dom Rodolfo, wie er an jedem fremden Orte zu thun pflegte, sich zu erkundigen, was es in Pondeferrada für Merkwürdigkeiten gebe. Er war nun da, wo ihn der Wirth haben wollte. „O,“ antwortete er, „wir haben hier eine Seltenheit, die Sie vielleicht in ganz Spanien nicht wieder finden werden. Wir haben seit einiger Zeit einen jungen Mann hier, den niemand kennt, und der das Unglück hat, wahnsinnig zu seyn. Er ist der lebenswürdigste, witzigste, munterste Mann von der Welt; nur fällt er zuweilen in eine taube Schwermuth, aus der er dann durch nichts gebracht werden kann, bis er sich selbst wieder er-

hohlt. Er scheint durch geheime Leiden seines Herzens in diesen traurigen Zustand gerathen zu seyn."

Margrethe ward immer aufmerkamer.

„Er hat besondere Grillen und Schwärmereyen," fuhr er fort; „denn er trägt sich, zum Beyspiele, ganz grün, und wenn man ihn fragt, wer er sey, so antwortet er: der grasgrüne Graf. Er findet sich auch hoch beleidigt, wenn man ihm nicht mit der gehörigen Ehrfurcht begegnet. Einige muthwillige Leute hier haben ihn necken wollen; da ist er fortgelaufen, und wir haben ihn wohl acht Tage nicht gesehen. Sein Bedienter ist ein eben so sonderbarer Mensch, ob schon er übrigens ganz ordentlich spricht und gekleidet ist."

„Aber," unterbrach ihn Rodolfo; „von was lebt er denn?"

„Das ist eben," fuhr der Wirth fort, „was uns so besonders aufmerksam gemacht hat; denn er hat immer viel Geld, und ist freygebig, und wir wissen nicht, woher er es erhält; denn es besucht ihn keine Seele."

„Ey, das ist ein sehr sonderbarer Fall,

sagte Rodolfo; „ich möchte den Mann wirklich sehen.“

„Das sollen Euer Gnaden an der Stelle,“ sagte der Wirth; „denn er hat mich besonders lieb, und geht mit mir, wohin ich will.“

„Wie wär’s,“ sagte Rodolfo, „wenn ich ihn zu mir zu Tische bitten liesse“ —

„Aber unter irgend einem Vorwande“ —

„Dafs ich ihm auf der Durchreise, als einem der vornehmsten Herren der Stadt, mein Compliment machen wollte.“ —

„Richtig,“ sagte der Wirth; „und selbst nicht zu ihm kommen könnten“ —

„Weil ich das Podagra hätte.“

„Unvergleichlich!“ schrie der Wirth; „da werd’ ich Euer Gnaden mit einer Unterhaltung bedienen, die Sie zu Pondeferrada gewifs nicht erwartet hätten.“

„Aber der Bediente,“ — sagte Rodolfo —

„Muß doch aufwarten,“ sagte der Wirth, wo sein Herr speist. Lassen Euer Gnaden nur mir die Sorge, es soll alles herrlich werden; und, wenn Sie nicht ungehalten würden, wär’ ich so frey, selbst bey Tische zugegen zu seyn, nur um Euer Gnaden

Luftbarkeit besser zu befördern; denn ich weifs am besten, wie man sie recht an die Angel kriegt."

„Ha, ha, ha," fing der dicke Edelmann zu lachen an; „das ist ein loser Schelm, der Herr Wirth. Mir ist's recht lieb, daß wir uns so einen kleinen Spafs machen können; denn meine Margrethe ist ohne dieß so niedergeschlagen, wie es alle Bräute sind. Lustig, Mädchen, aufgeräumt! — Nimm dir an dem Herrn Wirth ein Beyspiel; denn wohlgemuth macht frisches Blut." Margrethe dankte ihrem Vater für seine gütige Sorgfalt, und der Wirth sah aus ihrer Miene, mit der sie ihre Worte begleitete, nur zu deutlich, wo sie der Schuh drücke.

Dom Rodolfo schickte seinen Escudero mit, um die Einladung ehrenvoller zu machen. Die Gesandtschaft verfügte sich nun gerade in das Haus, in dem sich Dom Pedro befand, und der Wirth schärfte dem Escudero auf dem Wege ununterbrochen ein, es ja nicht an Höflichkeit fehlen zu lassen. Sie traten ein, und der Escudero konnte sich kaum in der Fassung

erhalten, als er den grasgrünen Ritter erblickte. Er machte drey Verbeugungen, die der Wirth, der ihm zur Seite stand, getreu nachahmte, und die ihm Pedro mit einigem Befremden erwiderte; hierauf begann er: „Hochgnädiger, hochgrasgrüner Graf! — Mein Herr, der freylich nicht aus einem so uralten Hause abstammt, als Sie, aber doch sehr berühmte Edelleute unter seinen Ahnen zählt, und sich auf seiner Rückreise von Compostell hier im Wirthshaufe befindet, läßt Sie bitten, ihm seine dringende Bitte nicht abzuschlagen, und ihn heute zu Mittage zu besuchen. Er leidet am Podagra, und da er von Ihren unvergleichlichen Eigenschaften, und Ihrem zierlichen Charakter gehört hat, hofft er, Sie werden seinem Wunsche Gehör geben.“

„Es thut mir sehr leid,“ erwiderte Dom Pedro mit demselben Kaltfinne.

„Was, gnädigster Herr?“

„Daß euer Herr am Podagra leidet.“ —

„Wir dürfen aber doch hoffen, gnädigster Herr!“ —

„Es kommt darauf an,“ sagte Pedro,

„je nachdem er sich mit geschickten Ärzten versehen wird.“

Der Escudero würde sich bey seinen verkehrten Antworten gewiß nicht des Lachens haben enthalten können, wenn ihn nicht der schelmische Wirth heimlich so arg in die Arme gezwickt hätte, daß er viel lieber geweint, als gelacht haben würde.

Endlich sagte der Wirth: „O hochgnädiger Herr; wenn Sie mir die Ehre und unaussprechliche Gnade erweisen, meinen Gasthof mit Ihrer Gegenwart zu beehren, so bin ich auf immer ein glücklicher Mann; denn niemand wird mehr einen anderen Gasthof betreten wollen, als den meinigen.“

Als der Wirth das gesagt hatte, sprang Felician hervor, warf sich vor seinem Herrn auf die Erde, und machte einige stumme Geberden, die dieser ebenfalls, ohne ein Wort zu sprechen, mit ähnlichen Geberden erwiderte.

Der Escudero wollte schon lachen; aber der Wirth zwickte ihn wieder so heftig, daß er den ganzen Spass verwünschte.

Nun erhob sich Dom Pedro, und sprach: „Gehet vor mir hin; ich werde hinfahren.“ Er mußte das thun, um nicht bey hellem Tag’ in seinem lächerlichen Aufzug’ auf der Strasse zu erscheinen. Der Escudero machte seinen Herrn durch seine Erzählung so neugierig, daß er Pedro’s Ankunft gar nicht erwarten konnte.

Pedro kam nun, von Felician begleitet; der Wirth führte ihn ein, und Dom Rodolfo konnte sich kaum mässigen, so drollig kam ihm der Aufzug vor. Er machte eine sehr tiefe Verbeugung, und Dom Pedro erwiederte sie mit vielem Anstand’ und vieler Zurückhaltung. „Ist es möglich,“ sagte Rodolfo, „daß ich das Glück habe, Sie wirklich leibhaft bey mir zu sehen?“ „Ja, es ist so,“ antwortete Pedro; „ich bin es wirklich; Sie haben aber diese Ehre nicht so sehr sich selbst, als Ihrer Tochter zu danken, die von einer unaussprechlichen Schönheit ist. Ich werde heute Ihr Gast seyn, und bin so vergnügt, daß ich den Zwang ganz vergessen will, den mir meine Abkunft zum Gesetze macht. Glauben Sie mir, es ist nicht die Neigung mei-

nes Herzens, die mich auffordert, mein Ansehen so standhaft zu behaupten; diese würde mich vielleicht öfter zu vertraulichem, zu liebevollen Gesprächen auffordern; sie würde mich hinreißen, aber — ich muß einer höheren Stimme gehorchen; sie zwingt, möcht' ich sagen, meinen Willen; sie ist mir zu ehrwürdig; ich folg' ihr, wenn ich auch ihre Beweggründe nicht durchdringe; ich glaube, daß sie Gründe habe, und — wahrhaftig — ich wär' unglücklich, wenn sie — keine hätte." —

Margrethe ward ungemein ernst; Dom Rodolfo lachte heimlich; der Wirth sagte: „Jetzt wird er wieder melancholisch;" und Pedro besann sich. Obschon es dem ehrlichen Dom Rodolfo schon Anfangs sauer geworden war, seine Worte dem Begriffe anzupassen, den ihm der Wirth von Dom Pedro beygebracht hatte, so wurd' es ihm doch jetzt ungleich sauer, da er einen Narren vernünftig sprechen hörte. Er wußte sich nicht besser zu helfen, als daß er den Wirth und seine Tochter die Hauptrollen spielen ließ.

Der Wirth nahm seine Verlegenheit

wahr , und sprach : „Es ist dem gnädigen Herrn auf was immer für eine Art eine Gnade , wenn er mit Ihnen sprechen und speisen kann ; aber noch erfreulicher ist es ihm , wenn Sie sich herab lassen , und mit ihm nach der ursprünglichen Gleichheit der Stände sprechen wollen.“

„Recht so,“ schrie Felician ; „wir sind jetzt alle gleich ; wir wollen auch die Gemeinschaft der Güter einführen , und des Wirths Speisekammer rein ausleeren.“

Pedro warf einen unwilligen Blick auf ihn , nahm den alten Rodolfo bey der einen Hand , und Margrethen bey der andern , legte ihre Hände in einander , und sprach : „Ich geb’ euch zusammen vor dem Angesichte des Himmels ; ihr seyd von nun an Mann und Weib ; ihr sollt glücklich leben ; ihr werdet glücklich leben ; glücklicher , als Vater und Tochter zu leben pflegen.“

Margrethen stiegen Thränen in die Augen , und Rodolfo konnte sich des lauten Lachens kaum mehr enthalten.

„Ich will euch ein Hochzeitgeschenk geben , und das ist ein Rath : handelt so ,

dafs ihr beyde vergnügt seyd. Sperrt mit guten Worten einander die Herzen auf; das ist ein Nachschlüssel, der alles öffnet: greift einander in die Herzen, wie in die Lade, und preßt nichts hinein, was nicht hinein gehört."

Nun brach Rodolfo in ein lautes Gelächter aus; Pedro bemerkte wohl, dafs er Margrethen in Bewegung setzte; er wufste aber noch nicht, ob sie nur Mitleiden mit seinem Wahnsinne fühlte, oder ob sie seine Rede näher getroffen hätte. Er mußte denn eine andere Seite berühren.

„Ey, was sagen Sie da?“ sprach der Wirth; „das ist ja kein Brautpaar; es ist ja Vater und Tochter.“

„Ja freylich,“ sagte Pedro, „da hab' ich mich denn geirrt; aber lieber wär' es mir um ihretwillen, wenn sie Geliebte wären; diese leben doch immer friedlicher und freundlicher, als Kinder und Ältern. Jene gehen mit einander; diese laufen die einen den Berg hinauf, die anderen den Berg hinunter. Wenn sie sich begegnen, prallen sie an einander. Da es nun aber so ist, will ich den Vater bitten, die

Tochter zu lieben, und die Tochter, dem Vater zu verzeihen."

Margrethe sammelte sich, und sagte dem Wirth heimlich: „Wenn er aus diesem Tone fortfährt, wird er meinen Vater nicht sehr belustigen."

Der Wirth sagte nun laut: „O, wir werden ihn gleich munter machen. Gnädiger Herr," fuhr er gegen Dom Pedro fort; „dieser Herr hat wunderschöne Pferde und Hunde."

Kaum hatte er das gesagt, so begann Pedro, der die Erinnerung sogleich verstand, auf Felician zu springen, und ihn herum zu reiten. Darunter schrie und sang er, und Felician wieherte, und stampfte und schlug, wie ein wilder Hengst. Dom Rodolfo hätte zerplatzen mögen, und Margrethe wußte gar nicht, was sie von dieser sonderbaren Erscheinung denken sollte. Pedro schrie nun: „Das Pferd in den Stall, und ein anderes her! Felician trat beyseit," und es war niemand mehr übrig, der die Rolle des Pferdes hätte übernehmen können, als der Escudero, der noch immer die Schmerzen empfand, die ihm der

Wirth bey der Einladung gemacht hatte. Der Wirth führte ihn mit Gewalt herzu, und da Pedro „Hurtig! hurtig!“ schrie, befahl ihm Rodolfo mit einem unwilligen Winke, diese Rolle aus dem Stegereife zu spielen. Pedro bestieg ihn, und da er nicht so munter forttrabte, wie Felician, trommelte er ihm mit den Fäusten auf dem Rücken herum, daß er den Reiter gewiß abgeworfen haben würde, wenn er genug Kräfte gehabt hätte. Rodolfo meinte vor Lachen zu sterben, und selbst Margrethe mußte über die tölpische Ängstlichkeit lachen, mit der der Escudero herum tappte, und über die Fertigkeit und Munterkeit, die er, ungeachtet des beschwerlichen Trommelns auf dem Rücken, zeigen wollte. Der Wirth klatschte immer in die Hände, und da er bemerkt hatte, daß der Escudero lungenfüchtig sey, schrie er: „Du verfluchter Gaul, du träge Mähre! so wiehere doch! — Wiehere doch!“ — Über diesem Zurufen wollte der Escudero auch hierin seine Kunst zeigen; er fing denn zu wiehern an, und brachte so lächerliche Töne hervor, daß die ganze Gesellschaft

in ein übermässiges Gelächter ausbrach, das der Escudero für Beyfall hielt. „Genug!“ schrie Pedro; „Stallmeister, hierher!“

Der Wirth sprang hin, und fragte, was er befähle. —

„Fort mit dem Gaule! — Was hast du mir da für einen Gaul gebracht? — Er hat alle Krankheiten, und scheint mir auf zwey Füßen lahm zu seyn. Auch scheint mir, die Hufen werden nicht ordentlich gehalten.“

„Gnädiger Herr,“ sagte der Wirth; „ich bürge dafür!“ — „Da hilft nichts,“ sagte Pedro; „ich will es selbst sehen; reiche mir den rechten Hinterfuß der Mähre herauf!“ Der Escudero wollte sich durchaus nicht bequemen; da ihm aber Rodolfo wieder unwillig zuwinkte, liefs er sich vom Wirth den rechten Fuß hinauf heben. Pedro befah ihn, und sagte voll Unwillen: „Heilst das beschlagen? — Ist doch das Eisen fort! — Den linken Hinterfuß herauf!“ Der Escudero bath, man möcht’ ihn verschonen; aber der Wirth rifs hastig den linken Fuß in die Höhe, daß er auf

beyde Hände hinab stürzte. „Ihr seyd ein Stallmeister?“ schrie Pedro. — „Für was bezahl' ich euch?“ — Bringt mir Hufen, und einen Hammer her! ich muß doch alles selbst verrichten!“ —

Der Escudero schrie, als würd' er lebendig auf Kohlenfeuer geröstet; auch Margrethe meinte, man würd' ihm wirklich Nägel in die Füße schlagen, und bath abzulassen. Rodolfo verwies es ihr mit einer finsternen Augenbraune, als würd' er den Scherz gern mit angesehen haben. Der Wirth ließ die Füße hinab, und der Escudero lief davon. „Lassen Sie das Ross laufen,“ sagte der Wirth; „es taugt ohne dieß nicht viel.“

„Für dieß Mahl,“ sagte Pedro, „soll dir deine Nachlässigkeit ungestraft hingehen; aber nimmermehr!“

Rodolfo war nun ungemein aufgeräumt, und bath den Wirth, den Scherz immer recht lebhaft zu erhalten. Sie gingen zu Tische, aßen und tranken wacker darauf, und Dom Pedro unterhielt die Gesellschaft mit den muntersten Histörchen, die Felician meistens mit einem Gegenstücke zu

erwiedern wufste. Ungeachtet dieser launigen Gespräche, die selbst Margrethen aufheiterten, bemerkte sie Pedro doch unablässig, und er meinte nun überzeugt zu seyn, daß sie wirklich im Herzen krank sey, und sich ihrer Verbindung mit wahrem Unmuthe nähere. Als sie gegessen hatten, begann Dom Rodolfo: „Aber, gnädigster Herr; ich hätte noch eine Bitte, und ich wünschte, daß Sie mir auch diese nicht abschlägen!“

„Sprechen Sie, Freund,“ sagte Pedro, und lassen Sie alle Titel, die mir gebühren, für jetzt fahren; denn, wie gesagt, ich liebe das vertrauliche Gespräch nach dem Triebe meiner Seele ungleich mehr, als den Zwang einer steifen Höflichkeit.“

„Weil Sie es denn erlauben,“ sagte Rodolfo, „so wünscht’ ich Ihre Geschichte, die gewiß sehr merkwürdig seyn muß, aus Ihrem eigenen Munde zu hören!“

Dom Pedro stellte sich an, als stutzte er ein wenig über diese Forderung; da ihn aber auch Margrethe bath, sprach er: „Meine geliebten Freunde, was kann es euch für Freude machen, wenn ihr eine

Geschichte hört, die euch zu Thränen bringen, die euch wenigstens beweisen muß, daß es des Unheiles viel auf Erden gibt?"

„Wir ersuchen Sie recht sehr um diese Gefälligkeit,“ sagte Rodolfo, und lachte schon heimlich in vorhinein über die drolligen Dinge, die er hören würde.

Pedro begann: „Niemand hat mich noch in Pondeferrada bewegen können, das Geheimniß meiner Abkunft zu entdecken; ihr, meine Freunde, seyd die ersten, die es hören sollen. — Im Königreiche Galizien herrschten zuerst Grafen, dann Könige. Damahls regierte Gondomar, er war eben Wittwer, und hatte keinen Erben, als die Infantinn Theodomire, die auch nach seinem Tode zur Regierung kam. Sie verliebte sich in den schönen Richard, den trefflichsten und lebenswürdigsten Ritter im ganzen Königreiche. Er war ein naher Verwandter des Königs, und so erhielt er auch ungestörten Zutritt zur Königin. Sie hatten bald das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und ich bin die Frucht ihrer Liebe. Die Stunde meiner Geburt schlug gerade,

als sich der König auf seiner Tochter Zimmer befand. Sie konnte die Schmerzen der nahen Geburt nicht verfehlen, und mußte sich von ihren Mädchen zu Bette tragen lassen. Indessen vermuthete der Vater das eigentliche Übel nicht, sondern meinte, es sey ihr sonst irgend etwas zugestoßen. Ich kam zur Welt, und eines der Mädchen mußte mich in ein Obstkörbchen packen, und sollte mich zu einer Vertrauten meiner Mutter bringen. Das Schicksal fügte es, daß dem Mädchen vor den Gemächern der Infantinn der König entgegen kam; er konnte zu wissen verlangen, was im Körbchen wäre, und in diesem Besorgnisse kehrte das Mädchen zurück, lief in den Garten hinunter, setzte mich mit dem Körbchen in den Fluß, der am Garten vorbeystroß, und sagte der Infantinn, daß sie mich gehörig eingehändigt hätte. — Das Körbchen schwamm mit mir weit abwärts, und ich erinnere mich deutlich, daß ich während dieser Fahrt die angenehmste Flötenmusik aus den Wellen hervor tönen hörte. Als ich schon sehr weit auf eine wun-

derschöne unabsehbare Wiese hinab geschwommen war, fing mich ein Mädchen auf, das in einer ausländischen Tracht gekleidet war, und mich ungemein herzte. Sie trug mich in ihre Hütte, die ebenfalls nach einem besondern Geschmacke gebauet war. Nun versammelten sich mehrere Mädchen um mich; sie trugen mich hinaus auf die Wiese, legten mich auf einen großen grasgrünen Schwamm, der so weich war, wie Seide, schlossen einen Kreis, und tanzten um mich herum. Dann brachte das eine Mädchen, das mich aufgefangen hatte, einen ziemlich großen Krug von hellblauem Glase, und begoß mich mit einem wohlriechenden Saft, der darin war. Kaum hatte mich der erste Tropfen benetzt, als ich anfang, größer zu werden, und bis der Krug ganz ausgegossen war, stand ich in meiner jetzigen GröÙe da. Beynahe in einem Augenblicke war ich vom Kinde zum Manne geworden: mir war, als würd' ich mit Bewußtseyn geboren. Ich fiel auf die Knie nieder, und bethete an, und erstaunte. Nun ließen die Mädchen vom

Tanz' ab , und verlangten , ich sollte jede von ihnen küssen ; ich that es , und von einem aus den Mädchen , nicht aber von demselben , das mich aus dem Wasser geholt hatte , konnt' ich kaum ablassen , so unaussprechlich lieblich war ihr Kuß. Es war mir äußerst wunderbar , daß sie in einer fremden Sprache mit mir sprachen , und daß ich sie doch durch eine Art von Zauber vollkommen verstand. Ich wußte , daß es eine fremde Sprache wäre , und doch war ich mit ihr so vertraut , wie mit der Galizischen , die ich damahls , wie mirs vorkam , so fertig , wie jetzt , sprechen konnte. Ich antwortete ihnen , nach meinem Bewußtseyn , Galizisch ; aber meine Ohren hörten dieselbe Sprache , die ich aus ihrem Munde gehört hatte."

„Nachdem ich sie alle geküßt hatte , forderten sie , ich sollte mir unter ihnen eine Geliebte wählen. Es war mir freylich schwer , daß ich mußte ; daß ich nur unter dieser Zahl wählen , und mir nicht selbst meine Geliebte suchen sollte ; indessen that ich es doch , und erklärte mich für die liebliche Küßerinn. Da warf sich

meine Retterinn zur Erde nieder, wollte sich die Haare ausraufen, und von diesem Augenblick' an verstand ich die fremde Sprache nicht mehr, wenn sie sprach, obschon ich sie noch verstand, wenn die andern sprachen. Man trug sie fort, und ich stand wie versteinert da. Ich konnte damahls noch nicht errathen, was es war. Auch das Mädchen, das ich liebte, entsprang; denn sie mußte mit fort, und sie durfte nicht lieben, wen sie wollte. Ich stand allein da, und hörte mit einem Mahl' eine liebliche Stimme, die mir aus der Luft zuflöhmte. „Du stammst von Königen ab,“ sagte sie, und erzählte mir sofort meine Abkunft; „flieh diesen Ort. Deine Erretterinn würde dich tödten, wenn du sie nicht wider dein Herz den übrigen vorziehen würdest. Auch wirst du deine Geliebte nicht erhalten. Fliehe! — Wenn du aber jemahls deine Abkunft verläugnest“ — Da schwanden mir die Sinnen, mir war als verlör' ich meinen Verstand; mir war, als wäre mir das Herz aus dem Leib' entfallen. Seit dem“ — hier überwältigte ihn die Empfin-

dung seines Herzens so sehr, daß ihm Thränen ausbrachen — „seit dem irr’ ich durch Berg und Thal, und lebe nun hier, bis ich sterbe; denn — ich muß hier bleiben! — Es gefällt mir hier nicht; aber ich muß. Ich nenne mich nach der Farbe des Schwammes, der mich groß gefügt hat, und später hab’ ich mich unter dem Namen Pedro Gil de Galizia taufen lassen. Das ist alles, meine Freunde, was ich euch von meiner Geschichte erzählen kann. Beweinet mein Schicksal, und vergrößert einander eure Leiden nicht.“

Er schwieg nun; Margrethe war ganz in Wehmuth versunken, und Rodolfo brach wieder in ein unmäßiges Gelächter aus: „Nun,“ sagt’ er zum Wirth; „ich hab’ in meinem Leben nie einen so jungen Greis gesehen; nach seiner Rechnung muß er über fünf hundert Jahre haben, und er sieht doch aus, als ob er höchstens kaum dreißig hätte. Das ist aber alles Zauberwerk! — Ha, ha, ha!“ —

„Meine Einsamkeit, fuhr Pedro fort, hat mir die Munterkeit, die ich sonst im-

mer in der Gesellschaft empfand, beynahe ganz geraubt; ich will einen anderen Stand antreten; ich will mich vermählen!“ —

„O da thun Sie sehr weise,“ sagte Rodolfo. „Ich denke, der lebende König von Spanien wird Ihnen keine seiner Töchter versagen.“

„O nein, nimmermehr!“ sagte Pedro; „ich will meine Abkunft schätzen; aber ich will, und darf mich mit dem Hofe nicht vermengen. Damit ich kurz bin, Freund! ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

Rodolfo prallte über den unerwarteten Antrag zurück, und wufste sogleich nicht, was er antworten sollte. Seine Verlegenheit ward aber noch größer, als der Wirth das Wort nahm, und sagte: „Warum nicht, gnädigster Herr; es wird gewiß jedem Edelmann’ eine Ehre seyn, wenn er seine Tochter so verheirathen kann.“ Margrethe sah, daß ihr Vater in Verlegenheit sey, und sprach: „Wenn auch mein Vater so großmüthig seyn, und mir bey der Wahl eines Gatten freye Hand

lassen wollte, so würde doch auch erst mir der Antrag gemacht werden müssen."

„Ja, das versteht sich," sagte Rodolfo, ohne zu bemerken, was er sagte; „aber für dieß Mahl thut mirs leid, so einen außerordentlich vornehmen Antrag ablehnen zu müssen, da meine Tochter wirklich schon Braut ist."

Pedro sprach kein Wort, küßte Margrethen die Hand, und stellte sich ans Fenster. Alles war stumm; plötzlich kehrte sich Pedro gegen Margrethen, und sprach: „Fräulein, da mir Ihre Hand nicht zu Theile werden kann, bitt' ich Sie, mir bey Ihrem Vater die Erlaubniß zu bewirken, daß ich Sie auf Ihrer Reise einige Zeit begleiten, und, so lange Sie sich hier aufhalten, um Sie seyn darf." Margrethe trug es noch ein Mahl ihrem Vater laut vor, und nachdem ihm der Wirth heilig betheuert hatte, daß Pedro niemanden beleidige, und niemahls in Zorn gerathe, sondern von der sanftesten, lieblichsten Gemüthsart sey, erklärte sich Rodolfo, daß es ihm ein Vergnügen seyn werde, wenn er ihn begleiten wollte;

denn er hoffte sich noch sehr vielen Scherz mit ihm zu machen, und ihn dann vielleicht am Hofe in gute Versorgung zu bringen. Margrethe war sehr damit zufrieden, denn sie hatte wirklich heimlich eine warme Neigung zu Pedro gefaßt. Er war für sich selbst liebenswürdig, und die Begeisterung, mit der er immer zu sprechen und zu handeln pflegte, anziehend; dazu kam noch die Ähnlichkeit ihres Schicksals, die sie aus dem Mystischen seiner Erzählung entziffern konnte. Pedro versprach, des Abends mit ihnen zu speisen, und ging fort.

Rodolfo konnte an ihm nicht genug Gefallen finden, und dem Wirthe nicht genug danken, daß er ihm diese Bekanntschaft gemacht hätte. Der Wirth sparte auch seine Beredtsamkeit nicht, den grasgrünen Grafen, und die Verdienste seines Kopfes und Herzens bis in die Wolken zu erheben. Als sie des Abends mit einander speisten, war Dom Pedro besonders aufgeräumt, unterhielt den Alten mit den angenehmsten Histörchen, und ersucht ihn endlich, ihm ebenfalls eine zweyte

Bitte zu gestatten. Diese bestand darin, daß er Margrethen auf der ganzen Reise, und wenn es anders der Wohlstand zulassen sollte, auch dann als Escudero bedienen dürfe. Dom Rodolfo willigte von ganzem Herzen ein; nur suchte er ihn erst zu bewegen, daß er seine auffallende grüne Kleidung ablege, wozu sich Pedro unter dem Vorwande, daß er nun unbekannt reisen werde, natürlicher Weise sehr bald bereden ließ.

Nun ging es an die Abreise; Dom Pedro begann seinen Dienst damit, daß er Margrethen in den Tragsessel half, und sofort immer neben ihr herritt. Sie war ungemein freundlich, und die ganze Gesellschaft war sehr vergnügt. Dom Rodolfo ließ sich immer voraus tragen, und Margrethens Tragsessel folgte ihm nach. Den nächsten Tag, als Pedro wieder so eben neben Margrethen ritt, begann er: „Schönstes Fräulein, Sie sehen, ich bin Ihr treuer Diener; würd' es wohl ungerecht seyn, wenn Sie mir zum Beweis Ihrer Zufriedenheit mit meinem Dienst Ihr Vertrauen schenkten?“—

Margrethe wufste noch nicht, wo er hinaus wollte.

„Ich lese nur zu deutlich an Ihrer Stirne,“ fuhr er fort, „dafs Sie ein geheimer Kummer drückt. Ich kann nichts anders vermuthen, als dafs Sie vielleicht in Ihrem Herzen einen hohen Widerwillen gegen Ihre nahe Verbindung empfinden. Wenn man sich mit einem so nahen Verwandten, den man über diefs viele Jahre nicht einmahl gesehen hat, verbinden soll, so ist zu muthmafsen, dafs das Herz bey diesem Vertrage wenig im Spiele gewesen sey.“

Margrethe stutzte, dafs sie ihn so ungewöhnlich vernünftig reden hörte, und noch mehr, dafs er die Stimmung ihres Herzens so richtig getroffen hatte.

„Wundern Sie sich nicht, Fräulein,“ sagte Pedro, „dafs ich so freymüthig spreche: mir liegt das Wohl aller Menschen nahe am Herzen, und am nächsten das Ihrige. Wenn Sie auf eine Redlichkeit bauen, so entdecken Sie sich mir; ich werd’ ihre Offenherzigkeit ewig nicht missbrauchen. Vielleicht kann ich Ihnen rathen, viel-

leicht auch nicht; aber die Sache ist zu wichtig, als daß sie nicht wenigstens alle Vorsicht heischte. Noch ein Mahl, Fräulein, sprechen sie; vielleicht kann es Ihnen frommen."

Margrethe weinte; denn sie wußte wohl, daß auch Wahnsinnige oft Zwischenräume haben, in denen sie vernünftig sprechen, und mußte fürchten, daß Pedro in einer unglücklichen Stunde dann alles wieder ihrem Vater entdecke, oder ihn gar über sein Betragen zur Rede stelle.

Pedro konnte wohl vermuthen, daß sie diese Betrachtung abhalten dürfte, und sagte: „Fräulein, noch ein Mahl, rechnen Sie auf mich; schon öfters hat mir ein unglückliches Mädchen seine Leiden vertraut, und ich habe sie niemanden auf Erden, weder Ältern, noch Geschwistern, noch sonst jemanden entdeckt, ob schon ich darüber, beynahe möchte' ich sagen, gefoltert worden bin."

Margrethe schöpfte nun freyer Athem. Wer ergießt sein Herz nicht gern? — Über dieß hatte Margrethe zu Pedro eine sehr warme Neigung gefaßt, und so

nahm sie denn keinen Anstand mehr, und sprach:

„Gegen Ihr gegebenes Ehrenwort mögen Sie also wissen, daß ich zittre, wenn ich an meine Verbindung denke. Ich werd' einem Manne hingegeben, der reine Liebe zu empfinden nicht fähig ist; der mich aus Vortheil wählt, wie ich ihm aus Zwang meine Hand reiche. Er gehorcht dem Oheim', und ich dem Vater. Er kann sich schadlos halten, wenn er sich unglücklich fühlt; er verläßt mich am Ende; aber mir bleibt nichts übrig, als mein Leben in trostlosem Kummer zu schliessen.“

„Ich bitte, weinen Sie nicht, Fräulein,“ sagte Pedro. „Ich hab' es wohl deutlich bemerkt, daß Sie jede Stelle in meiner Geschichte, die einige Ähnlichkeit mit der Ihrigen hatte, besonders traf; aber, bauen Sie auf mich, daß ich helfen werde, wenn ich es als ein ehrlicher Mann thun kann. Für jetzt mag es Ihnen genug seyn, daß ich mehr vermag, als Sie vielleicht glauben.“

Margrethe sah ihn verwundert an,

und konnte sich nun gar nicht erklären, was sie von diesem sonderbaren Wesen zu denken hätte. Indessen ward doch ihr Vertrauen zu ihm allmählig größer; sie reichte ihm die Hand, drückte die seinige, und sprach: „Wir wollen immerfort gute Freunde bleiben; wenn Sie mir auch nicht helfen können, so sind Sie doch wahrscheinlich der einzige, der mich trösten kann.“

Sie wurden immer vertrauter, und kamen endlich in Valladolid an, wo sie Leopold mit einem angenehmen Feste, das er bereitet hatte, überraschte. Pedro stutzte über Leopolds Anblick, so schön und einnehmend fand er ihn; Margrethe selbst schien merklich betroffen. Dom Rodolfo war vor Freuden außer sich, und hätte beynahe vergessen, seinen Dom Pedro, dem gar nicht wohl zu Muthe war, einzuführen. Endlich geschah es doch; er stellte ihn als einen neuen freywilligen Escudero seiner Tochter, und als den grasgrünen Grafen, der aus königlichem Blute stamme, vor. Leopold verstand, mit wem er zu thun habe, und empfing

ihn, wie es ihm nach der Würde eines königlichen Abkömmlings gebührte. Rodolfo erzählte ihm sofort auch, was für heftige Liebe Pedro zu seiner Tochter trage, und daß er sie wirklich zur Gemahlinn verlangt habe. Leopold bedauerte, daß er ihm dieß Mahl nicht nach Wunsche handeln könne, und sprach so einnehmend und liebevoll von Margrethen, daß diese ihre Gefinnungen beynahe schon fahren zu lassen schien.

Sie gingen zum Abendessen, und schieden dann für diesen Tag bald aus einander, damit Rodolfo, der es am meisten bedurfte, von der Reise ausruhen konnte. Rodolfo schlief wacker bis an den hellen Tag; nicht so ging es Margrethen und ihrem Escudero. Margrethe war in einem heftigen Kampfe; sie hatte erwartet, daß sie kalt empfangen werden würde, und nun sprach ihr Bräutigam so zärtlich, so warm, daß sie ihn beynahe für wirklich gerührt halten mußte. „Aber, dachte sie sich wieder, wird er nicht vielleicht diese Komödie seines Vaters wegen spielen, um seine Freude wenigstens eine kurze Zeit

währen zu lassen? — Oder wenn ich ihm wirklich gefalle, wird es etwas mehr, als die Wirkung des ersten Eindruckes seyn? — Vielleicht ist die Sprache, die er gegen mich führt, seine gewöhnliche gegen alle Weiber!“ — Da sie sich nun ein Mahl mit ihm verbinden mußte, hätte sie sich gar zu gern überredet, daß er es aufrichtig meine; aber seine bekannte ausschweifende Lebensart, sein flüchtiger Charakter, seine Nachsicht gegen einen Oheim, der das Glück seines Alters auf diese Verbindung bauete, seine Hoffnung, durch sie ein großes Vermögen zu erhalten, — all das erschütterte sie mit ununterbrochenen Zweifeln.

Pedro und Felician schliefen auf demselben Zimmer, und waren nicht ruhiger. Pedro überlegte nun erst, in was für einen verdrießlichen Handel er sich eingelassen hätte. Er hatte nur zu klar wahrgenommen, daß Margrethe nun nicht mehr so sehr wider Leopolden eingenommen sey, als sie gesagt hatte, und als sie selbst vermuthet haben würde. Er sah, daß Leopold, wenn er nicht ausschweif-

te, der lebenswürdigste Mann, und Margrethens würdig schiene. Über dieß hatte er fruchtlos eine so beschwerliche Rolle übernommen; er mußte sich nun ununterbrochen verstellen; er mußte seine Geschäfte verfäumen; er mußte am Hofe, wo er sein Glück hätte suchen sollen, den Narren spielen, wodurch ihm der Weg, den Hof jemahls wieder unter seiner wahren Gestalt zu besuchen, abgeschnitten wurde; über dieß mußte er besorgen, daß man ihn als einen Narren genau beobachten, und ihm alle Gelegenheit, zu entkommen, nehmen würde. Er theilte sich seinem wackern Felician mit, der es ihm getreu ins Gedächtniß zurück rief, daß er ihm ein klägliches Ende dieser Unternehmung prophezeyet habe. Sie sahen hin und her, was wohl zu thun seyn dürfte; endlich kamen sie überein, das beste würde seyn, wenn Pedro eine bequeme Gelegenheit abwartete, sich Margrethen zu entdecken, ihr die Absicht und den Grund seine Handlung zu gestehen, sie um Verschwiegenheit und Verzeihung zu bitten, und dann heimlich abzufahren.

Das war beschlossen; bis sich aber diese bequeme Gelegenheit zeigte, mußte er sich in seiner Rolle erhalten. Unterdessen fand man aber so viel Geschmack an ihm, daß sich alle Bekannten des Hauses herzu drängten, ihn zu sehen. Alles sagte, so einen angenehmen und witzigen Narren habe man noch nie gesehen. Das Gerücht kann endlich gar an den Hof, und der König wünscht' ihn zu sprechen. Pedro erfuhr es, und wollte durchaus nicht hingehen. Man bath ihn; er schlug es ab: man sagt' ihm, der König befehl' es; er sagte, daß auch er ein König sey, und niemand mit ihm zu befehlen habe: man ließ ihn durch Margrethen ersuchen; er antwortete ihr aber, er sey nicht sehr veränderlich. Seine Hauptentschuldigung aber war immer, daß er besorge, der König würd' ihm nicht mit gehöriger Achtung begegnen, was er nicht ungeahndet hingehen lassen würdc. Rodolfo besorgte wirklich unangenehme Folgen, wenn man ihm länger anläge, und wollte daher warten, bis er bey besserer Laune wäre.

An Leopolds Charakter hatten sich un-

terdessen alle getäuscht, die ihn für besser hielten, als er wirklich war. Sein Betragen gegen seine Braut war allerdings aus den Gründen entstanden, die sie vermuthet hatte. Sein wahrer Hang trieb ihn an, schon am dritten Tage nach Margrethens Ankunft seinen vorigen Abenteuern nachzujagen. Da sein Bedienter, der gewöhnlich mit ihm des Nachts ausziehen pflegte, krank lag, ersucht' er Dom Pedro, ihm für einige Zeit Felician zu überlassen, den er durch Geld zu gewinnen vermuthete. Dom Pedro willigte herzlich gern ein, indem er auf diesem Wege Dom Leopold näher kennen zu lernen hoffte.

Leopold ging denn um Mitternacht vier Tage nach einander, von Felician begleitet, in ein Haus, vor dem Felician Wache halten mußte. Felician hätte gern gewußt, wem das Haus gehöre, hatte aber erst am vierten Tage Gelegenheit, ein Mädchen im Hause zu sprechen, in dessen Gunst er sich ebenfalls durch Liebeley einzuschmeicheln suchte. Das Mädchen ward bald treuherzig, und

Felician erfuhr, daß das Haus der Tante seines Herrn gehöre, und diese Besuche niemanden gälten, als Constanzen, der leiblichen Schwester seines Herrn. Wie erschrak der ehrliche Felician nicht, als er es vernahm! Er ließ sich unterdessen seinen Schrecken nicht abmerken, und ging nach Hause.

Don Pedro war fast unsinnig vor Zorn und Scham. „Geduld!“ — schrie er; „die Zeit der Rache ist nahe! — Arme Schwester, du bist gewiß nicht schuldig; du bist nur schwach gewesen; er hat dich gewiß schändlich verführt; ich kenne dein Herz. Deine Schande ist zwar nur vielleicht die Ursache meines Glücks, aber, bey Gott! ich wollt' ihm gern entsagen, wenn ich das Geschehene ungeschehen machen könnte.“ Felician bath ihn, sich doch in etwas zu mässigen, indem er sonst alles verderben könnte, und Pedro gab ihm sein Wort. Felician erhielt für jetzt den Auftrag, dem Mädchen bey dem nächtlichen Besuche zu entdecken, daß Leopold entschlossen sey, Margrethen die Hand zu reichen, und daß die

Vermählung binnen einigen Tagen vor sich gehen werde. Pedro wollte sehen, wie sich seine Schwester bey dieser Nachricht benehmen, und wie sie den Schimpf ertragen würde. Er wollte zugleich hierdurch entdecken, ob ihre Sitten überhaupt verdorben seyen, oder ob sie nur den verführerischen Schmeicheleyen des Heuchlers Gehör gegeben habe. Felician kam dem Befehle getreu nach, und Constanze, die Leopolden so heftig liebte, und ihn einer solchen Niederträchtigkeit nicht fähig halten konnte, stellte ihn darüber nicht ohne Heftigkeit zur Rede. Leopolds Unverschämtheit ging so weit, daß er ihr geradezu alles zu läugnen wagte. Constanze hing zu sehr an ihm, als daß er sie durch seine lebenswürdige Beredtsamkeit nicht auch dieß Mahl hätte berücken sollen. Sie versprach ihm, sie woll' ihn für entschuldigt halten, wenn er sich den folgenden Tag über alle Beweise, die sie ihm brächte, rechtfertigen würde. Er bestand auf seiner vollkommenen Unschuld, und so gab sich Constanze für heute zur Ruhe; indessen war sie Wil-

lens, den nächsten Tag durch ihr Mädchen nähere Erkundigung einzuziehen. Das Mädchen konnte ihr aber nichts entdecken, bis sie von Felician diese Nacht etwas erführe, und Constanze bauete so fest auf Leopolds Redlichkeit, daß sie sich den ganzen folgenden Tag über beruhigte. Es ward Nacht, aber — Leopold kam zur bestimmten Stunde nicht. Sie wartete bis zur Morgendämmerung; er kam noch nicht. Nun erwachte erst ihre Furcht. Sie zitterte; sie sie weinte; sie wußte sich nicht zu rathen, wie ein auf der Strasse verlornes Kind. Pedro hatte noch dieselbe Nacht gehört, was zwischen seiner Schwester und Leopolden vorgegangen, daß Leopold den nächsten Tag ausgeblieben sey, und war nun sehr begierig zu sehen, wie sich Constanze benehmen würde.

Constanze war unterdessen von ihrem Schrecken, von der Schande, die ihr bevor stand, und von der Schändlichkeit des Mannes, den sie so inniglich liebte, so betäubt, daß sie den Entschluß faßte, das Äußerste zu versuchen, und sich

aus dem Munde des alten Oheims selbst über diese Sache aufzuklären, die ihr nun das Wichtigste an der Erden war.

Sie nahm einen Miethwagen, verhüllte sich das Gesicht mit der Mantille, und fuhr so zu Dom Rodolfo's Wohnung; sie wählte aber eine so unglückliche Zeit, daß ihr Dom Leopold begegnete, gerade als sie in den Pallast eintrat. Er erkannte sie, und errieth auch zugleich die Absicht ihrer Ankunft. Was ihn am meisten in Verlegenheit setzte, war, daß sie von ihm ein eigenhändig unterschriebenes Heirathsversprechen besaß, das er ihr ausgestellt hatte, um sie desto leichter nach seinem Wunsche zu kirren. Seine Bangigkeit war gegründet, denn sie hatte es wirklich zu sich genommen. Er empfing sie mit seiner gewöhnlichen Zärtlichkeit, obschon sie ihm mit Trotze begegnete. Er vermaß sich hoch, daß er sein geltriges Aufsbleiben vollkommen rechtfertigen werde; daß er es diese Nacht zu thun Willens gewesen wäre, und bath sie, wenn sie ihn anders wirklich liebte, mit ihm auf ein Zimmer zu kommen,

das von der Wohnung seines Oheims ab-
 gesondert sey. „Lassen Sie mich,“ sagte
 Constanze mit aller Entschlossenheit der
 Verzweiflung und Rache, — „lassen Sie
 mich; ich will Sie anhören; Sie müssen
 zur Sprache kommen, aber zuvor muß
 ich den Gesandten sprechen.“ —

„Aber das können Sie jetzt nicht, lieb-
 ste Constanze; mein Oheim hat dringende
 Geschäfte; eben hat er einen sehr grossen
 Vorrath vom Kaiser aus Deutschland er-
 halten.“ Obschon sie mit aller Heftigkeit
 drang, brachte er sie endlich doch da-
 hin, daß sie ihn anzuhören einwilligte,
 bevor sie den Gesandten spräche, und
 ihm folgte. Er wußte nicht, wohin er
 sie am schicklichsten führen könnte, und
 wählte denn Don Pedro's, des Narren,
 Zimmer, den er bath, diese Dame so
 lange hier zu behalten, bis er wieder
 zurück käme. Da Constanze mit der
 Mantille verhummt war, erkannte er sie
 zwar nicht; er zweifelte aber nicht, daß
 es seine Schwester sey, da sie von Leo-
 polden eingeführt worden war. Eben so
 wenig kannte ihn Constanze, da sie

schon gar nicht vermuthet hätte, daß ihr Bruder in Valladolid seyn sollte, und ihn über dieß in der grünen Kleidung, die er unterdessen wieder genommen hatte, und unter den Brillen, die er trug, nicht würde gekannt haben. Dom Pedro empfing sie, versperrte das Zimmer, und sah Constanzen mit unverwandtem Blick' an, ohne nur ein Wort zu sprechen.

Unterdeſſen hatte auch Margrethe erfahren, daß Leopold am Thore mit einem verummten Frauenzimmer geſprochen, und es auf Dom Pedro's Zimmer geführt habe. Sie wünſchte zu wiſſen, wer es wäre, und das konnte ſie auch leicht; denn von ihrem Zimmer führte eine Reihe von anderen, zu welchen allen ſie den Schlüssel hatte, bis zu Pedro's Gemache. Sie konnte durch das Schlüſſelloch bequem ſehen und hören, was vorging, und hielt ſich ſtill.

Dom Pedro stand noch immer unverwandt, und Constanze schlug die Augen nieder. Endlich nahm Pedro die großen Brillen, die ihn so unkenndbar machten,

herab, und sagte: „Donna, ich bitte Sie, sehen Sie mich an. Kennen Sie diese Gesichtszüge nicht?“ —

„Constanze sah ihn an, erkannt' ihn aber noch nicht. „Nein,“ antwortete sie. —

„So haben Sie denn,“ fuhr Pedro fort, „mit sich selbst auch Ihren Bruder vergessen?“ —

„Gott im Himmel!“ schrie Constanze, die ihn nun erkannte, und sank auf ihre Knie nieder.

„Armes, unglückliches Mädchen,“ fuhr Pedro fort, „was hast du gethan? — In was für ein Unglück hast du dich gestürzt? — Ich bin von allem unterrichtet; ich weiß, daß er dich verführt hat; ich weiß, daß du rechtschaffen bist, und nur aus Schwachheit gesündigt hast.“ — (Er besann sich nun, daß er, ungeachtet der Rührung seines Herzens, nicht so sprechen dürfe). — „Aber nichts desto weniger,“ fuhr er fort, „bist du meiner Liebe unwürdig, und ich will künftig nichts mehr von dir hören.“ —

„Um Gottes willen,“ schrie Constanze, die vor Schluchzen kaum ein Wort ver-

bringen konnte, „um Gottes willen,” schrie sie, indem sie seine Knie umfasste, „vergib mir! — vergib mir, denn ich bin nicht so schuldig, als du vielleicht glaubst!” —

„So rechtfertige dich,” sagte Pedro, ohne sie noch aufstehen zu heißen, „oder ich eile fort, und überlasse dich deinem Schicksale. — Fasse dich, und stosse dich nicht an meinem Narrenkleide, ohne daß ich vielleicht jetzt nicht im Stande seyn würde, dir zu helfen. Danke dem Himmel, der es so gewollt hat; baue auf ihn, und auf mich; denn ich schwöre dirs, daß ich dich liebe, wie meine Seele.”

„Bruder, Bruder!” schrie Constanze noch immerfort; „verstofse mich nicht!” —

„So rede denn, rede,” sagte Pedro; „wer weiß, ob man uns nicht überrascht. Wir haben keine Minute zu verlieren; steh’ auf, und sprich redlich, wie vor Gottes Gerichte!” —

„Der Undankbare,” fuhr Constanze fort, „sah mich hier vor noch nicht langer Zeit bey einem öffentlichen Feste. Er suchte mit mir zu sprechen, erwarb durch seinen unablässigen Eifer, und durch die unwi-

derstehliche Anmuth seines Betragens die Gunst meiner Tante ; ich hatte bisher immer so häuslich gelebt , und nichts von der Welt erfahren ; ich glaubte jedes seiner Worte , und meint' einen Engel sprechen zu hören. O Bruder , wie leichtgläubig ist ein unschuldiges Mädchen ! — Erschien sich ernstlich um mich zu bewerben ; meine Tante kannte seinen Stand und sein Vermögen ; sie erlaubte ihm denn , uns manchemahl zu besuchen : er sprach immer ernstlicher ; meine Tante hätte mich in meinem Glücke zu hindern besorgt , wenn sie ihn mit mehr Kälte aufgenommen hätte : er kam immer öfter ; wir wurden so vertraut , daß wir uns die innigsten Gedanken mittheilten ; er hielt sich indessen immer sehr eingezogen ; nicht ein einziges Wort entschlüpft' ihm , das wider den Wohlstand gewesen wäre. Endlich — o der Verräther," schrie sie wieder, und weinte bitterlich.

„Tröste dich, Schwester," sagte Pedro , „ich bitte dich !" —

„Endlich beredete er mich allmählig , daß wir uns , wenn wir allein wären , wie

Mann und Weib dutzen sollten; ich konnte es ihm nicht versagen; wir lebten so glücklich fort, und verabredeten endlich, daß er mich durch Hülfe eines meiner Mädchen, das mir sehr zugethan war, täglich des Nachts besuchen sollte, indem wir vor der Tante doch nicht so vertraut sprechen könnten, als unsere Herzen verlangten. —

„Arme, unschuldige Seele!“ sagte Pedro. —

„Er kam mehrere Tage; endlich bracht er eines Tages ein von ihm eigenhändig geschriebenes Eheversprechen mit, gab es mir, und beschwor mich“ — hier brach sie wieder in einen Thränenstrom aus. —

„Ich weiß nun alles, Schwester,“ sagte Pedro; „erspare dir das bittere Geständniß!“ — Er küßte sie, drückte sie innig an sein Herz, und fragte sie: „Liebst du ihn noch?“ —

„Bruder, Bruder,“ sagte Constanze; „dringe nicht in mich; denn, bey Gott! ich weiß es nicht.“ —

„Weißt du aber,“ sagte Pedro, „daß hier in diesem Haus' ein Mädchen wohnt,

mit dem er sich übermorgen vermählen will? —

„Gott, so bin ich verloren!“ schrie Constanze, und sank ihm ohnmächtig in die Arme.

„Nein, er wird es nicht,“ schrie Margrethe, die das Schauspiel nicht länger mehr ansehen konnte, indem sie hastig die Thür öffnete, und Constanzen zu Hülfe eilte. Alle schwiegen, bis sich Constanze ein wenig erhohlt hatte.

„Unbarmherziger Bruder,“ sagte Margrethe, „was peinigen Sie Ihre Schwester so? Ist sie nicht ohne dieß unglücklich genug?“

„Margrethe,“ sagte Pedro, „warum haben Sie uns behorcht? — Warum machen Sie noch unser mehrere unglücklich!“ —

„Vor allem andern,“ sagte Margrethe, „lassen sie uns hindern, daß uns Dom Leopold hier nicht beysammen findet; er wird ohne Zweifel in einigen Minuten wieder hier seyn. Überlassen Sie mir also Ihre Schwester; ich werde sie auf mein Zimmer führen. Sie kennen mich, und wissen, wie ich hoffe, daß Sie mir auch ihr Kostbarstes anvertrauen dürfen.“

„Geh, liebe Schwester,” sagte er, „aber entdecke niemanden, daß ich dein Bruder bin, bis ich es thunlich finde; so, wie ich auch dasselbe von Ihnen fordere, Margrethe.”

Margrethe sagte zu Pedro: „Bleiben Sie hier,” nahm Constanzen bey der Hand, und führte sie auf ihr Zimmer. Constanze folgte ihr unwillkürlich, ohne nur eine Sylbe zu sprechen.

Margrethe führte Constanzen auf ihr Zimmer, hieß sie auf ihrem Bett' ein Bisschen ausruhen, versicherte sie, daß sie glücklich werden würde, wenn sie ihrem Rathe folgen wollte, verspernte darauf das Zimmer, und ging wieder zu Dom Pedro, der sich von dem ganzen Zusammenhange widriger Umstände kaum erhohlen konnte.

Sie bath ihn, sich zu setzen, setzte sich neben ihm, und sprach: „Dom Pedro, wir wollen beyde aus allen Kräften trachten, diese finstern fürchterlichen Räthsel zu lösen, die uns beyden gleich wichtig seyn müssen. Ich sehe mit Erstaunen, daß Sie nicht der sind, für den Sie sich aus-

gegeben haben? — Warum haben Sie uns alle getäuscht? — Wie haben Sie mich täuschen können, da ich doch gegen Sie, obschon mich die Rolle, die Sie angenommen haben, abhalten sollte, so offenherzig gewesen bin, und Ihnen mein ganzes Herz ausgegossen habe?“ —

„O Fräulein,“ sagte Pedro, und warf sich ihr zu Füßen, — „hab ich Sie nicht gerade deswegen täuschen müssen, weil ich sonst weit weniger hoffen konnte, Sie zum Geständnisse Ihrer Leiden zu bringen? — Musste ich mich nicht unter diese peinigende Maske stecken, da ich sonst auf keine Weise zu Ihnen Zutritt erhalten zu können hoffte?“

„Aber warum,“ sagte Margrethe, „warum haben Sie diese Kleidung genommen? Warum haben Sie gesucht, die Geschichte meines Herzens zu erfahren, da Sie mich noch nie gesehen hatten, da ich Ihnen nothwendig gleichgültig seyn mußte?“

„Fräulein,“ antwortete Pedro, „Sie haben sich mir selbst zum Beyspiele der Offenherzigkeit aufgestellt; ich will diesem schönen Beyspiele folgen; ich will frey-

müthig sprechen, will auch *mein* Herz vor Ihnen ausgießen, und hoffe, Sie werden mir verzeihen. So hören Sie denn, daß ich Sie von dem ersten Augenblick an liebte, als ich Sie sah. Es war damals, als Sie in Villafranca, meiner Geburtsstadt, ankamen, und im Gasthof abtraten. Von einem Bedienten aus Ihrem Hause erfuhr ich, wer Sie sind, wohin Sie reisen, und so fort; endlich, daß Ihnen bey Ihrer Zurückkunft eine Verbindung bevor stehe. Gott, was war das für ein Streich für mich! — Ich wollte meine Leidenschaft mit Gewalt unterdrücken, aber ich war zu schwach; ich konnte sie nicht bemeistern. Ich beschloß denn, diese Rolle zu spielen, um nur eine Gelegenheit zu haben, mich bey Ihrem Vater einführen zu können, ohne daß er Verdacht schöpfen sollte. Ich wollte Sie nur sprechen und sehen, und hoffte, mein Herz würde dann befriedigt seyn; aber, Gott ist mein Zeuge — daß seither alle Ruhe weit von meinem Herzen entflohen ist! — O Margrethe, was haben Sie nicht aus mir gemacht! — Ich habe alle Hoff-

nung verloren, Sie je zu besitzen; ich habe hier am Hofe, wo ich mein Glück hätte suchen sollen, den Narren gespielt — mit einem Wort, es ist alles für mich verloren; — aber — es sey!“ —

Margrethe, die sich immer das Gesicht mit dem Schleyer bedeckt hielt, sagte; „Sie haben unvorsichtig gehandelt; denn wenn ich nun auch Leopolden meine Hand nicht reiche, wie ich gewiß nicht thun werde; wenn ich auch bereit bin, all das wieder zu vergüten, was Sie um meinetwillen gelitten haben“ —

„Was sagen Sie, Margrethe?“ schrie Pedro., — O ich bin der Glücklichste auf Erden.“

„Geduld!“ fuhr Margrethe fort; — „ich wollte sagen, ob Sie dann erst erwarten können, daß mein Vater meine Hand einem Mann’ überlassen würde, von dessen alten Adel er nicht überzeugt wäre?“ —

„Fräulein,“ schrie Pedro, „ist es nur das? — Ist es wahrhaftig nur das?“ —

„Nun so bin ich unaussprechlich glücklich!“ — schrie Pedro, und riß sein grünes Wams auf, unter dem er für alle Fälle

seinen Alcantara - Orden trug! — „Sehen Sie, Fräulein,“ sagte er, „dass ich nicht lüge! — Ich bin Dom Pedro de Osorio, und stamme von den Grafen von Villafanca und Astorga ab, die, wie Sie wissen werden, eine der berühmtesten Familien in Spanien sind. — Ich bin seit einem Monate der Erbe meines ältern Bruders, und kann es so wohl an Adel als Vermögen mit jeder Familie im Lande aufnehmen.“

„O so viel,“ sagte Margrethe, „so viel war ich nicht werth!“ — „Margrethe,“ sagte Pedro; „was sind Sie nicht alles werth! — Sprechen Sie denn mein Urtheil! — Sprechen Sie ohne Schonung!“ —

„Warum sollt' ich es verhehlen,“ sagte Margrethe, „dass auch Sie mich von dem ersten Augenblick' an, als ich Sie im Wirthshaus' eintreten sah, rührten. Ich bin von aller Ziererey weit entfernt, und so gesteh' ich es Ihnen denn gern, dass ich Sie wahrhaftig liebe.“ —

„O Gott im Himmel!“ schrie Pedro, und stürzte ihr zu Füßen. „Dank! — Margrethe, tausend Dank! — Glauben Sie es

aber auch fest, Fräulein, daß *ich* Sie unaussprechlich liebe?" —

„Wenn ich nach so vielen unerhörten Beweisen noch einen Zweifel trüge," sagte Margrethe; „mit was wollten Sie mich noch überzeugen? — Die Sache ist erschöpft; Sie haben alles gethan; es ist nichts mehr übrig. — Aber, Dom Pedro, so gern'ich Sie noch länger sprechen wollte; — Ihre Schwester liegt mir zu sehr am Herzen; — sie wird in Todesangst seyn."

„O Fräulein, eilen Sie, retten Sie die Ehre meiner Schwester, wie Sie das Glück ihres Bruders gerettet haben." Er küßte ihr noch inbrünstig die Hand, und Margrethe eilte zu seiner Schwester. Er blieb zurück, um Leopolds Zurückkunft abzuwarten. Leopold erschien auch bald, und fragte Pedro, was mit der Dame, die er ihm anvertrauet hatte, geschehen sey. — Pedro sagte, daß sie aus lange Weile fortgegangen wäre.

„Vortrefflich, sagte Leopold; das ist gerade, was ich gewünscht hatte; denn Sie glauben mirs nicht, wie lästig mir diese Person wird. Sie hat sich, unter uns

gesagt, in mich vergafft, und, wie die Mädchen nun ein Mahl sind, jetzt verfolgt sie mich bis in meine eigene Wohnung. Die Närrinn! sie dringt durchaus darauf, daß ich sie heirathen soll."

„Ey, da wärt Ihr nicht klug," sagte Pedro; es ist ungleich vornehmer, wenn man ein Mädchen sitzen läßt!"

„Sie bleiben deshalben nicht sitzen," sagte Pedro; „es geht wie auf dem Tanzsaale; sie ruhen aus, wenn sie getanzt haben, und werden dann wieder von einem andern zum Tanze gebethen." —

„Und am Morgen," sagte Pedro, „sind sie müd' und schläfrig." —

„Und erhohlen sich bald wieder," sagte Leopold. —

„Herr," sagte Pedro, „das Leben ist nur eine einzige Tanznacht!" —

„Sie haben also auch Recht, mein Herr; wie Sie wollen: ich habe jetzt nicht Zeit, lange zu scherzen." — Mit diesen Worten ging er fort.

Unterdessen hatte Margrethe Constanzen getröstet, und alles Übrige von ihrer Geschichte erfahren, was sie bisher noch

nicht gewußt hatte: eben so hatte sie ihr auch entdeckt, was sich nun zwischen ihr und Dom Pedro zugetragen habe. Sofort ging Margrethe zu ihrem Vater, bath ihn, sie ruhig anzuhören, und sprach: „Gnädigster Vater, Sie wissen, daß ich immer ein gehorsames Kind war.“

„Das weiß ich,“ sagte Dom Rodolfo, „und dem wollt’ ich die Brühe tüchtig salzen, der es läugnen wollte.“

„Sie wissen auch, daß ich mit Vergnügen jedem Ihrer Winke, so viel es mir möglich war, zuvor gekommen bin.“ —

„Und daß du es noch thun wirst!“ —

„Daß aber auch Sie nur mein Glück wollen!“

„Das versteht sich.“ —

„Und daher gewiß jeden Befehl zurück rufen werden, wenn er mich offenbar unglücklich machen würde.“ —

„Was willst du damit sagen?“ —

„Ich will deutlicher seyn. Sie haben mir befohlen, Dom Leopolden zu heirathen.“ —

„Nun?“

„Sie haben mir aber auch selbst von

seinem ausschweifenden Leben Nachricht gegeben.“ —

„Das hat er ja nun abgelegt.“ —

„Wie aber, wenn er es nicht gethan hätte?“ —

„Donner und Wetter! da müßt’ er es wohl ablegen!“ —

„Das würde zu spät; und ich, Ihr einziges Kind, Ihre Tochter, die Sie so sehr lieben, würde ohne Rettung unglücklich seyn.“ —

„Kleine Närrinn, was kommen dir da für Grillen in den Kopf?“ —

„Bester Vater,“ sagte Margrethe weinend, und indem sie Dom Rodolfo zu Füßen fiel, — „ich beschwöre Sie, zürnen Sie nicht. — Ich kann Leopolden meine Hand nicht reichen.“

„Mädchen,“ schrie Rodolfo, „warum nicht?“ —

„Weil eine andere Dame eine eigenhändige Eheverschreibung von ihm besitzt.“ —

„Unmöglich! — unmöglich!“ —

„Gewiß,“ sagte Margrethe! —

„Du belügst mich! — Du willst ihn nicht! — Es ist ein Vorwand!“ —

Margrethe führte nun Constanzen, die sie im Nebenzimmer hatte warten lassen, an der Hand heraus, und sagte: „Hier ist die Dame selbst!“ — Rodolfo wußte sich nicht zu fassen. „Ists möglich!“ schrie er! — „Tod und Schande! — Betrügerey! — Tod und Schande! — Wo ist die Eheverschreibung?“

„Hier ist sie,“ sagte Constanze. —

Dom Rodolfo durchlas sie, gab sie ihr zurück, und sagte: „Nehmen Sie den Wisch hin, und den ausgelassenen Jungen mit! Sie haben gerechte Sache, aber ich handle nicht ungerecht, wenn ich mich zurück ziehe, nach Hause reise, und von dem Unverschämten, nimmermehr ein Wort hören will, so lang’ ich lebe!“ —

Margrethe sprach: „Gütigster Vater, warum hat er gerade mich lieben sollen? Warum hätt’ er nicht frey mit seinem Herzen schalten sollen, da es sein wahres Eigenthum ist, auf das er nicht so leicht Verzicht thun wird, als ich es gethan habe?“ —

„Schweig!“ sagte Rodolfo; „ich habe genug; ich will ihn selbst sprechen. —

(*Rufina II. Th.*)

Vor allem aber," sagte er, indem er sich zu Constanzen wendete, — „sagen Sie mir, wer sind Sie?" —

Constanze antwortete zitternd: „Ein unglückliches, schuldloses Mädchen!" —

„Von dem," sagte Rodolfo, „ist jetzt die Rede nicht; ich wünschte Ihren Stand zu erfahren, da dieß für jetzt bestimmen muß, was ich in der Sache zu thun habe."

„Diese lebenswürdigste Dame," nahm Margrethe das Wort, „ist Donna Constanza de Oforio, aus dem Stamme der Grafen von Villafranca und Astorga." — „Ist es wirklich so?" sagte Rodolfo, der sich bey der ganzen Begebenheit vollkommen in der Standhaftigkeit eines Ministers behauptete. —

„Nicht anders," sagte Constanze, indem sie ihm zu Füßen fallen wollte, und er es nicht gestattete; „ich bin nebst meinem Bruder die Erbin eines sehr ansehnlichen Vermögens, wie Sie selbst ohne Zweifel wissen werden. — Ich beschwöre Sie, machen Sie mich nicht unglücklich, und geben Sie mir das Herz Ihres Nef.

fen, das mir niemand mit Recht entziehen kann!“

„Fräulein, mäßigen Sie Ihre Thränen,“ sagte Rodolfo. „Ich habe schon gesagt, daß Ihre Sache gerecht ist, und da ich auch wider Ihren Adel, der dem meinigen vollkommen gleich ist, nichts einzuwenden habe, so sollen Sie meine Nichte werden; da haben Sie meine Hand und mein Wort!“ —

Er küßte sie, und sie küßte seine Hand.

„Nun hätten wir die Sache, so viel uns betrifft, abgethan,“ sagte Rodolfo; „aber es ist noch ein wichtiger Punct übrig. — Wie benimmt sich mein Neffe gegen Sie?“ —

Constanze seufzte, und Margrethe sprach: „Wenn es auf den Ruf seines Herzens ankommt, so ist dieses lebenswürdige Mädchen verloren.“ —

„Wie das?“ sagte Rodolfo voll Unruhe. „Er wird doch nicht“ —

„Er hat sich bey ihr nicht mehr sehen lassen,“ fuhr Margrethe fort; „er hat ihrer gespottet.“ —

„Höll' und Teufel!“ — fiel ihr Rodol-

fo ins Wort; „Er ist nicht mein Nefse; oder er soll handeln, daß die strengste Gerechtigkeit keinen Makel an ihm findet! — Wo ist er, der niederträchtige Bursche? — Ich muß ihn sprechen! — — Hohl’ ihn, Margrethe, hohl’ ihn; und Sie, mein Fräulein, belieben sich ins nächste Zimmer zu begeben. — Trösten Sie sich; Sie haben mein Wort und meine Hand.“ — Margrethe ließ Leopolden zu ihrem Vater rufen, und ging mit Constanzen ins Nebenzimmer.

Leopold kam, und Rodolfo fragte ihn: „Nefse, wenn bist du also gesonnen, dich mit Margrethen zu verbinden?“

„Je eher, desto besser,“ antwortete Leopold; „und, wenn Sie Ihren Entschluß nicht geändert haben, so erreich’ ich übermorgen das Ziel meiner Wünsche.“

„Ich habe dich nur noch ernstlich fragen wollen,“ sagte Rodolfo, „ob du dem Mädchen auch gern deine Hand reichst; sie ist meine einzige Tochter; ich möchte sie glücklich sehen; und das kann sie nur seyn, wenn sie ihr Mann von Herzen liebt.“

„Gnädiger Oheim ,” sagte Leopold, „ich denke, Sie kennen meine Gefinnungen.” —

„Gut ,” sagte Rodolfo, „wenn ich sie kenne. Du hast also gar nichts auf deinem Herzen, das dich drückte? —

„Gar nichts, gar nichts, Herr Oheim! ich bin frey, wie der Vogel in der Luft.” —

„Unverschämter Bube!” — schrie Rodolfo! — „Länger kann ich es nicht ertragen! — So wagst du es, mit deinem Oheim zu sprechen, der dich so inniglich liebte, der dir sein eigenes Fleisch und Blut überlassen wollte!” —

„Aber, Herr Oheim!” —

„Kein Wort mehr, Bube!” schrie Rodolfo; „ich weiß alles; du wirst Donna Constanza deine Hand reichen, wie du es ihr verheissen hast. — Erkläre dich kurz; willst du es thun, oder nicht?” —

„Herr Oheim!” —

„Thust du deine Pflicht nicht, so” —

„Ja, ich erkenn’ es als meine Pflicht, sagte Leopold; „ich werde Ihrem Befehle folgen; ich will sogleich hineilen.” —

„Das hat es nicht Noth,” sagte Rodol-

to; „denn sie ist schon hier. Denke, was du gethan hast; bereue es, and tracht' es, so bald es möglich, wieder gut zu machen!

„Aber wo ist sie, Herr Oheim? — Wo ist sie?“ —

„Hier, im Nebenzimmer; hohle sie.“

Leopold eilte hinein, und prallte zurück, als Dom Pedro, der unterdessen sein Narrenkleid abgelegt, und ein prächtiges Kleid mit dem Orden von Alcantara genommen hatte, der Erste eintrat, und Constanzen an der einen, Margrethen an der andern Hand führte.

„Hier ist sie,“ sagte Pedro; „ich, ihr Bruder, übergebe sie Ihnen; sie hat um Ihrentwillen viel gelitten; sie verdient Ihre Liebe, denn sie ist ein edles Geschöpf; trachten sie auch *Ihrer* Liebe würdig zu seyn!“ —

„Ihr Bruder? -- Constanzens Bruder?“ -- sagte Leopold. „Das ist ja die Stimme des Narren,“ sagte Rodolfo, der ebenfalls nicht wußte, was er von dieser Erscheinung denken sollte.

„Nicht des Narren,“ sagte Pedro; „aber

des Dom Pedro de Osorio, den es seinen Verstand gekostet haben würde, wenn sich Dom Leopold nicht zu seiner Pflicht bequemt hätte. Leopold bath Constanzen um Vergebung, die sie ihm nicht verlagte. Pedro klärte nun das Räthsel seiner Verstellung auf, und bath Rodolfo um seine Tochter. Er erhielt sie: alles war nun vergnügt, und die doppelte Hochzeit ward an demselben Tage mit aller Pracht gefeyert. Des Abends war Ball, und Rodolfo veranstaltete dabey eine Maskerade, die der Geschichte angemessen war; denn die Tänzer waren alle von grasgrünem Stoffe gekleidet.

XXI. K A P I T E L.

Crispin erhält den gerechten Lohn.

Hiermit hatte der Räuber seine Erzählung beschlossen, die allgemeinen Beyfall erhielt. Selbst Rufine, die unten in ihrem Kämmerchen jedes Wort gehört hatte,

fand Behagen daran. Die Gesellschaft trank noch einige Zeit, und besprach sich über die Orte, wo sich ein Fang machen liesse. Einen Hauptstreich hofften sie den folgenden Morgen auszuführen; sie verschoben daher die Theilung der Beute, bis sie vielleicht durch diesen neuen Beytrag vergrößert seyn würde, und händigten sie unterdessen dem Bruder Crispin ein, der ihr unumschränktes Vertrauen befaß. Sie legten sich hierauf zu Bette, um den folgenden Tag zeitlich auf den Beinen zu seyn.

Sie zogen auch wirklich ab, bevor sich noch die Dämmerung zeigte, und Crispin schickte sich ebenfalls an, um in die Stadt zu gehen, und von den frommen Seelen sein gewöhnliches Almosen zu hohlen. Er ging zu Rufinen, die sich anstellte, als ob sie erst erwachte, und fragte sie, wie sie die Nacht hingebracht, und ob sie nichts im Schlafe gestört habe. Sie versicherte ihn, es habe sich keine Maus gerührt, und diese Nacht habe sie erst vollkommen und sanft ausgeruhet. Crispin war aus doppeltem Grunde sehr vergnügt darüber, und

kündigte ihr an, daß er nun in die Stadt gehen müsse, und vor dem Abende nicht zurück kommen könne. Er bath sie unterdessen, niemanden die Einsiedeley zu öffnen, sich um des Ärgernisses willen niemanden zu zeigen, übrigens aber zu essen, zu trinken, und überhaupt zu thun, was ihr beliebte. Sie beschwor ihn nochmahls, alle Mühe anzuwenden, um zu erforschen, ob sich ihr Bruder in Malaga befinde, oder nicht. Sie beschrieb ihm seine Bildung, und seine Kleidung aufs genaueste; nur trat dabey der Umstand ein, daß ihre Beschreibung eher auf jeden Sterblichen unter dem Monde, als auf Garay gepaßt hätte. Nachdem Crispin nun die Thür des unterirdischen Gewölbes gut versperrt hatte, sperrte er auch die Einsiedeley von aussen zu, und ging seiner Wege, ohne im mindesten Arges zu ahnden: Rufinen machte aber seine Sorgfalt gar nicht bange, denn sie hatte sich schon, wie wir wissen, zu Cordova mit Nachschlüsseln versehen.

Garay und Rufine hatten verabredet, daß er zu ihr kommen sollte, so bald er

Crispinen in der Stadt sehen würde. Er hatte daher am Stadtthore sorgfältig Wache gehalten, und so bald er den ehrwürdigen Bruder ankommen sah, nahm er ein Pferd, und ritt spornstreichs zur Einsiedelei. Rufine ließ ihn ein, theilte ihm alle ihre Neuigkeiten mit, und bath ihn, so geschwind' als möglich in die Stadt zurück zu kehren, und einen Schlaftrunk zu holen, mit dem sie den Waldbruder aus Dankbarkeit bewirthen wollte. Garay flog nach Malaga, und mit dem Schlaftrunke wieder zurück. Rufine labte ihn in der Eile mit etwas kaltem Braten und Weine, und brachte vollends mit ihm den Plan zu Stande, den sie vorläufig entworfen hatte. Garay entfernte sich, weil sie immer fürchten mußten, daß Crispin aus Mißtrauen doch früher nach Hause kommen dürfte. Indessen kam er erst gegen den Abend, so vollkommen war sein argwöhnischer Geist eingewiegt. Rufine empfing ihn voller Freuden, und versicherte ihn, daß sie vollkommen überzeugt sey, nur seine Abwesenheit hab' ihr den Tag so unerträglich lang gemacht.

„Armes Mäuschen,“ sagte Crispin, und kneipte sie in die Wangen, „du bist auch gar zu gut. Von heut’ an, du mildes Schätzchen, sollst du mich Vater nennen, und sollst mir einen recht kindlichen Kuß geben.“

Rufine that es, und es zuckte dem alten Bruder wie die Nervengicht durch den Leib. Er trippelte herum, und packte nun sein Almosen, und einige andere Kostbarkeiten, die er sich selbst geschenkt hatte, aus, unter denen ein Paar schöne Arm-bänder, und ein Halsband von Perlen waren. „Siehst du liebes Töchterchen,“ sagte er, „das ist alles dein; und wenn du hübsch lenksam bist, so sollst du weit mehr, sollst du viel, viel haben.“

„Aber eines noch, lieber Vater,“ sagte Rufine; „heute mußt du wacker aufstehen; denn, nimm mirs nicht übel, es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen zu essen.“

„Aber, warum, liebes Närrchen? — Ist dir denn nicht wohl?“ —

— „Das nicht, lieber Vater; es ist aber ganz wider meine Natur, ein fremdes

Zimmer aufzuschliessen; und so hab' ich lieber deine Zurückkunft abwarten wollen, um dann an deiner Seite mit desto mehr Eßlust zu speisen."

„O du herzensliebes Mäuschen," sagte Crispin, und küßte sie wieder; „wir wollen es uns nun doppelt schmecken lassen."

Er trug denn seinen ganzen, herrlichen Vorrath auf, und sie setzten sich zu Tische. Kaum saßen sie aber, als Crispin die Räuber vor der Thür hörte. Er liefs Ruffinen geschwind' ins Kämmerchen gehen, und lief hinaus. „Was wollt ihr jetzt hier?" — sagte er; „wenn ihr euch nicht hastig auf die Beine macht, seyd ihr ohne Rettung verloren! — Ich hab' eben Nachricht erhalten, daß das Gericht verdächtige Augen auf meine Einsiedeley geworfen hat, und sich diese Nacht hier einstellen wird. Ich hab' alles verrammelt, mit Gras' überlegt; mit einem Wort', ich hab' alles so angeschickt, daß sie unmöglich etwas entdecken können; aber wenn sie *euch* hier finden, sind wir alle unglücklich."

Die Räuber erschrakten, machten sich

fort, so geschwinde sie konnten, und meldeten ihm nur noch, daß sie in vier Tagen wieder eintreffen, und eine Hauptversammlung in der Einsiedeley halten würden. Das hatte Rufine gehört; sie stellte sich aber, als Crispin wieder hinein kam, als ob sie gar nichts gehört hätte.

„Es waren Reisende,“ sagte Crispin, „die den Weg nach Malaga verfehlt haben.“

Sie aßen und tranken nun wacker darauf. Rufine hatte den Schlaftrunk in den Wein gegossen, und er wirkte so vortrefflich, daß Crispin in einen tiefen Schlaf, und endlich gar hinter den Tisch fiel. Sie wollte sich sicher stellen, daß er schlief, und zog ihn bey Nas' und Ohren; aber alles war umsonst; er ward unerwecklich, wie eine Leiche. Sie ging nun mit Crispins Handlatern' in das unterirdische Gewölbe, wo sie in verschiedenen Kisten eine sehr große Summe in Gold und Silber, und noch eine große Menge Kostbarkeiten fand. Sie gab Garay, der in einer kleinen Entfernung mit zwey Pferden wartete, ein Zeichen, daß er kommen solle; er

kam, und sie packten in aller Eile beyde Pferde mit Geldsäcken so voll, daß sie selbst kaum darauf Raum fanden. Es blutete ihnen das Herz, daß sie all das herrliche Geschmeide liegen lassen mußten; es war aber von jeher einer ihrer ersten Grundsätze gewesen, nichts zu nehmen, das erkannt werden könnte; daher Rufine dieß Mahl sogar die Armbänder und das Halsband von Perlen liegen ließ. Indessen war ihre Beute so reich, als sie noch nie gewesen war. Sie trabten fröhlich fort, und gerade nach Malaga. Sie stiegen im Wirthshaus ab, und Rufine hielt sich die nächsten Tage vor den Gäßen verborgen. Da sie gehört hatte, daß die Räuber in vier Tagen ihre Hauptversammlung in der Einsiedeley zu halten Willens wären, war ihr das ein neuer Fingerzeig, wie wir bald hören werden.

Crispin hatte unterdessen bis an den hellen Tag ununterbrochen geschlafen; als er erwachte, fand er sich noch unter dem Tische. Er war kaum im Stande, sich zu erinnern, bey welcher Veranlassung er in diese Stellung gerathen seyn dürfte. Er

rief seinem schönen Gaste, aber alles war stumm. Er rief Rufinen in der Kapelle, im Gärtchen, im Kämmerchen, aber nirgends gab sie ihm Antwort. Er wollte auf das Feld hinaus gehen, er fand aber die Thür der Einsiedeley versperrt, wie sie es Tages zuvor gewesen war. Das nahm ihn sehr Wunder, und er konnte nun nichts vermuthen, als daß ihr ein Unglück zugestoßen seyn dürfte. Er eilte nochmahls zurück, suchte jeden Winkel durch, und fand endlich die ausgeleerten Kisten. Es traf ihn, wie ein Donnerschlag; er sah nun, daß er bestohlen wäre; er konnte sich aber doch noch nicht bestimmen, von wem er sich für betrogen halten sollte. Er war zu sehr für Rufinen eingenommen, als daß er sie einer solchen That hätte fähig halten sollen. Er meinte, sie habe vor den Dieben die Flucht ergriffen, und irre nun irgendwo in der Gegend herum. Er suchte sie allenthalben, war aber am Ende doch nothgedrungen, es wenigstens für möglich zu halten, daß sie ihm diesen Streich gespielt habe. Beschämt und ergrimmt eilt er nach Malaga, und suchte

sie auf allen Strassen; er sah sie aber mit keinem Auge. Garay begegnete ihm zwar; das half aber Crispinen nichts, denn er kannte ihn nicht. Er mußte wieder ohne Erfolg nach Hause schleichen, und die üble Begegnung, die ihm von den Räubern bevor stand, in Geduld abwarten.

Garay und Rufine hatten sich unterdessen schon zu ihrer Abreise bereitet; sie waren aber zu edel denkend, als daß sie nicht der schändlichen Zusammenkunft in Crispins Wohnung hätten ein Ende machen sollen. Rufine hatte, wie wir schon wissen, zugehört, als die Räuber Crispinen sagten, daß sie in vier Tagen Hauptversammlung halten würden. Sie schrieb daher dem Obrichter, ohne sich zu nennen, einen Brief, in dem sie ihm so wohl diese mitternächtliche Zusammenkunft meldete, als überhaupt beschrieb, was Crispin für ein heiliger Mann sey. Der Obrichter erschien mit seinem Gefolg' am bestimmten Tag' und zur bestimmten Stunde, umzingelte die Einsiedeley, und ging dann hinein. Er traf den Waldbruder, der sich eines solchen Besuches ganz

und gar nicht gewärtig gewesen war, eben an, als er auf dem Boden kauerte, und zerstreute Spielkarten zusammen las. Er stieg in das Gewölbe hinab, und fand da die drey Räuber, und noch sieben andere Ritter von demselben Orden versammelt, die über seine Ankunft eben so betroffen waren, als Crispin. Er liefs sie alle binden, und die ganze reiche Waarenniederlage in Beschlag nehmen.

„Sey getröst, heiliger Vater,“ sagte er zu Crispin; „du hast dein ganzes Leben der Tugend aus Frömmigkeit geweiht; es wär’ also höchst unbillig, wenn man dich jetzt auf einen anderen Weg zwingen wollte. Verlaß dich auf mein Wort; du sollst den Martertod sterben, und kannst deine Brüder, die du so erbauet hast, vielleicht auch im Tode noch mit deinem tröstlichen Zuspruche laben.“ Er liefs sie nun nach Malaga ins Gefängniß bringen, wo sie auf die Folter gelegt wurden, weil sie sehr lange nicht zum Geständnisse zu bringen waren. Endlich liefsen sie doch ihren Starrsinn fahren, und bekannten so viele und gräßliche Verbrechen, daß sie

sammt und sonders, den frommen Crispin nicht ausgenommen, zum Tode verurtheilt wurden. Der Tag, an dem das Urtheil vollzogen werden sollte, war schon bestimmt; man bereitete sie schon; und besonders zeichnete sich Crispin durch seine Reumüthigkeit aus, die alle Herzen rührte. Nun war der unglückliche Morgen erschienen; man wollte sie auf den Richtplatz führen, aber — der fromme Crispin war in Weibskleidern entkommen. Der Kerkermeister kam seiner Nachlässigkeit wegen selbst auf die Galeere, und Crispins Kameraden gestanden, daß sie ungleich fröhlicher sterben würden, wenn sie wüßten, daß der Waldbruder die Reise mit ihnen machte.

D O N N A
R U F I N A.

V I E R T E S B U C H.

XXII. K A P I T E L.

Das Blatt beginnt sich zu wenden.

Rufine und Garay waren unterdessen mit strotzendem Beutel und fröhlichem Herzen zu Toledo angekommen. Hier war es, wo sie ihre Wohnung aufzuschlagen beschloffen hatten, und Rufine hatte den Entschluß gefaßt, sich in vollem Glanze zu zeigen. Um ihren guten Ruf sicher zu stellen, gab sich Garay für ihren Vater aus. Sie mietete eine sehr theure, herrlich eingerichtete Wohnung in dem ansehnlichsten Vier-

tel der Stadt. Ihr Gefolge bestand aus einer Slavinn, die sie zu Malaga gekauft hatte, einer Kammerfrau, einem Bedienten, und einem Escudero, die sie zu Toledo in Dienste nahm. Sie zog Wittwenkleider an, und liefs sich Donna Emerenzia nennen; Garay, nach seinem Alter anständig gekleidet, hiefs Dom Jeronimo. Ihr Zunahme war de Menesez; denn sie leiteten sich von einer erlauchten Familie ab, die unter diesem Nahmen in Portugall sehr berühmt war. Sie nahm von den vornehmsten Damen des Stadtviertels Besuch an, und da sie sich mit so viel Anmuth und Laune zu benehmen wufste, waren diese sehr vergnügt, einen so angenehmen Gast in ihre Stadt bekommen zn haben.

Es drängte sich alles, was von der schönen Welt war, oder wenigstens zu ihr gehören wollte, um sie. Da sie gleich bey ihrer Ankunft in Toledo die Vorsicht gebraucht hatte, sich täglich in der Hauptkirche bey der Messe zu zeigen, so war dieses Gotteshaus bald der Versammlungsort aller artigen Herrchen, die

sich an der fremden Dame nicht satt sehen konnten; und da man aus der Pracht, mit der sie lebte, auf einen außerordentlichen Reichthum schloß, fanden sich auch bald mehrere ein, die ihr den Hof machten, und schmachteten und seufzten. Eben so war auch sie besonders aufmerksam, um unter der Menge jene auszuwählen, die am vermöglichsten waren, und bey denen sie ihre Kunst nicht etwa umsonst verschwenden würde. Wir wollen uns nun auch ein wenig nach dem armen Crispin umsehen.

Er sah sich kaum außer Todesgefahr, als auch von seiner Reumüthigkeit keine Spur mehr übrig war. Den ganzen Tag über verbarg er sich in einem Walde, und in der Nacht schlich er sich zu seiner entheiligten Einsiedeley. Da er ungeachtet des Vertrauens, das die Räuber in ihn gesetzt hatten, doch immer den besten Theil der Beute für sich zu behalten wußte, den er dann durch seine Vertrauten in der Stadt wieder verkaufen ließ, so hatte er sich allmählig eine Summe von sechshundert Pistolen gesammelt,

die beyläufig hundert Schritte von der Einsiedeley vergraben waren. Er wühlte den Boden an dem bezeichneten Orte mit seinen eigenen heiligen Händen auf, und fand den Schatz wirklich noch unverfehrt, wie er ihn bestattet hatte. Nun er Geld hatte, war sein Herz wieder gestärkt, und er erinnerte sich kaum mehr, daß er den Morgen vor dieser Nacht auf den Tod gefessen sey.

Er warf seiner geliebten Einsiedeley, unter deren Schirm' er so viele selige Stunden, und die Früchte der liebelichsten Eintracht genossen hatte, noch einige warme Küsse zu, sagte ihr mit gerührtem Herzen sein — vermuthlich letztes Lebewohl, und wanderte nun gerades Weges nach Jaen zu einem seiner Freunde von demselben Gelichter.

Dieser Freund hatte schon von seinen Correspondenten erfahren, daß Crispin zum Tode verurtheilt worden sey, und hatte schon befürchtet, daß vielleicht auch sein Name in der Aussage bey Gelegenheit Platz gefunden haben dürfte: er war daher voller Freuden, als er sei-

nen geliebten Herzensbruder so unverfehrt erblickte : er bewillkommte ihn mit Thränen und einer heißen Umarmung. Er war zwar Anfangs ein wenig besorgt , daß man Crispinen nach der Beschreibung seiner Person , die sehr kennbar war, bemerken, und ihn vielleicht sammt seinem Freund' einziehen dürfte; er ließ aber alle Besorgniss fahren, als ihm Crispin zwölf Pistolen auf Abschlag in die Hand drückte. Crispin nahm sich sofort seinen langen Bart ab, sein Freund gab ihm eine Perrücke, eines seiner Kleider, einen Degen an die Seite, — und Crispin stand so verändert da, daß ihn vielleicht Rufine selbst nicht erkannt haben würde. Die zwey Brüder warteten nun ruhig einige Tage in Jaen ab, bis sich in der Stadt Andujar eine vortheilhafte Gelegenheit anboth, bey der sie eine beträchtliche Summe davon trugen, die sie zu gleichen Theilen mit einander theilten. Crispin war aber jetzt, seit der letzten Ehre, die ihm in Malaga widerfahren war, doch so scheu geworden, daß er seinen Freund beschwor,

diese Gegend wenigstens auf einige Zeit mit ihm zu verlassen, bis der Lärmen, den dieser Diebstahl machen müsse, wieder gestillt seyn würde.

Sie reiseten also ab, und stießen auf dem Wege auf einen wohlgebildeten jungen Menschen, der aus Valencia gebürtig war. Sie kamen so alle drey zu Toledo an, wo sie noch niemahls, außer im Durchreisen, gewesen waren. Da sie hier nicht erkannt zu werden hoffen konnten, und ihnen über dieß auch die Stadt gefiel, beschloßen sie, sich einige Zeit hier aufzuhalten. Ihr neuer Gesellschafter hieß Jaime, und war der Sohn eines Schusters aus Valencia, der sich ebenfalls einiger Handgriffe wegen in die Flucht begeben hatte. Er war erst beyläufig vier und zwanzig Jahre alt, war angenehm gebildet, voll Feuer, und gab über dieß an Verschlagenheit weder Crispinen noch seinem Freunde etwas nach. Eine von seinen vorzüglichsten Fertigkeiten bestand darin, daß er die Kleider, die er stahl, in sehr kurzer Zeit mit Spitzen, Bändern, und der-

gleichen so geschickt anders zuzurichten wufste, daß die Eigenthümer in Zweifel gewesen seyn würden, ob es ihre Kleider seyen oder nicht. Er zog denn an einem Festtage ein sehr schönes Kleid an, und ging mit Crispinen in die Hauptkirche zur Messe, und zwar in dieselbe Kapelle, in der Rufine, die neue Donna Emerenzia, ihre Andacht verrichtete. Crispin erkannte sie sogleich, und hätte gewifs lieber seine sechshundert Pistolen, als das Vergnügen über diese Erscheinung, fahren lassen. Er verbarg sich vor ihr, so gut er konnte, obschon ihn sein Kleid, und die Perrücke so sehr verstellten, daß er mit Zuversicht gerade vor sie hätte hintreten dürfen. Er machte seinen jungen Gefährten, Dom Jaime de Gaya, auf sie aufmerksam, und diesem gefiel sie ungemein. Crispin bath ihn, ihr zu folgen, ohne daß sie es bemerkte, und Jaime that es so geschickt, daß sie ihn gar nicht gewahr werden konnte. Sie wußten nun also fürs erste, wo sie wohnte; das war für jetzt genug. Sie erkundigten sich bey den Nachbarn,

wer die Donna wäre, und erfuhren denn, daß es Donna Emerenzia de Menefez sey, die einen ungeheuern Reichtum befäße, und vor einigen Tagen mit ihrem Vater von Badajos angekommen sey, um künftig in Toledo zu wohnen. Das hätte der Erzschelm Crispin nicht erwartet. Sein Groll fing ihn nun mit aller Gewalt zu drosseln an; er vermaß sich hoch, daß er Toledo gewiß nicht eher verlassen werde, als bis er alles, was sie ihm gestohlen, und was, wie er sich ausdrückte, vor Gott und der Welt ihm gehöre, — ganz oder zum Theile wieder erlangt haben würde.

Niemand war zur Ausführung seiner Rache tauglicher, als der wohlgebildete Dom Jaime de Gaya. Diesem gab er den gehörigen Unterricht, und beyde warteten nun schon, jeder in einer anderen Erwartung, mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit, ihr Werk beginnen zu können. Sie schlichen unaufhörlich in einiger Entfernung bey Ruffinens Wohnung auf und ab, um ja nichts zu veräumen.

Die Gelegenheit zeigte sich sehr bald,

und zwar eine günstigere, als sie vermuthet hätten. Eines Abends, gerade um die Zeit des Schlafengehens, entstand in Ruffinens Gasse unter mehreren Personen ein langwieriger Hader, der bald ein Handgemenge ward, und endlich zwey Personen das Leben kostete. Die Gerichtsdiener führten einige von den Stärkern ins Gefängniß fort, die anderen ergriffen die Flucht.

Kaum hatte nun dieser Hader begonnen heftiger zu werden, als Dom Jaime, nach seiner Vorschrift, ein schönes schwarzes Kleid anzog, das mit dem Kreuze der Ritter von Montesa, welches der König nur den Eingebornen des Königreichs Valencia ertheilt, gezieret war. Er ließ die Haare in zerstörten Locken herab fallen, nahm den bloßen Degen in die Hand, den er mit der Spitze in rothe Farbe tauchte; und so lief er, ohne Hut, gerade, als flüchte er sich vor den Händen der Gerechtigkeit, in Ruffinens Haus, die Treppe hinauf, und stürzte gerade in Ruffinens Zimmer. Ruffine, die sich eben mit zwey Mädchen

allein befand, und halb ausgekleidet auf dem Bette saß, schrak über diesen Anblick zusammen. Jaime ließ ihr aber gar nicht Zeit, sich zu erhohlen, und stürzte ihr zu Füßen. „Wenn ein Funken von Mitleiden und Menschlichkeit,“ schrie er, „in diesem schönen Busen glüht, so erbarmen Sie sich meiner, Donna, und retten Sie mich. Ich habe eben einen Menschen ermordet; ich läugn’ es nicht; aber ich gebrauchte nur mein Recht der Nothwehre. Die Diener der Gerechtigkeit hielten mich beynahe schon fest; ich riß mich aber los, entsprang, und, da ich Ihr Haus offen fand, rettete ich mich herein. Schöne Donna, ich bitte Sie nun, mir, wenn es ohne Ihre geringste Beschwerlichkeit seyn kann, zu erlauben, daß ich mich in Ihrem Hause nur so lange verberge, bis das auf der Straße haufenweise zusammen gerottete Volk zerstreuet ist. Finden Sie aber in meiner Handlung Unbescheidenheit, oder treten andere Umstände ein, die Sie hindern, mir diesen Schutz zu gestatten, so geben Sie mir einen Wink, und ich eile hinab,

und gebe mich dem Gerichte Preis.“ —
Nun schwieg er, und erwartete sein Ur-
theil.

XXIII. K A P I T E L.

Der Vogel ist gefangen.

Der schöne Schuster aus Valencia hatte mit so edlem Feuer, mit so unwiderstehlicher Anmuth gesprochen, und die lebhafteste Rufine war nun schon zu lange Wittwe, als daß sich ihr Herz nicht in Mitleiden hätte auflösen sollen. Über das, was ihr Herz empfand, sah sie auch das funkelnde Montesa - Kreuz; — er mußte ein Edelmann seyn, und sie wollte wenigstens sein junges Leben um keinen sehr geringen Preis gerettet haben; mit einem Worte, der schöne Edelmann aus Valencia schien ihr wie vom Himmel gesandt, um mit ihm irgend eines der merkwürdigsten Abenteuer zu bestehen.

Auch sie both denn alle Lieblichkeit

ihrer Stimm' und Geberden auf, reichte ihm die Hand, hiefs ihn aufstehen, und sprach: „Sie haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, da Sie mir Menschlichkeit zutraueten: ich will Ihnen beweisen, daß Sie das Haus, wo Sie sich retten sollten, nicht verfehlt haben. Bleiben Sie hier, bis Sie sich in Sicherheit entfernen können. Sie sehen zwar selbst aus dem Kleide, das ich trage, mit welcher Eingezogenheit ich leben muß; indessen werden wir die Sache doch so einrichten, daß Sie und die Welt zufrieden seyn können. Ich hab' einen Vater, dem ich über mein Betragen Rechenschaft geben muß; er ist abwesend, wird aber vermuthlich heute noch zurück kehren; wenn er Ihnen eines von seinen Zimmern einräumt, woran ich gar keinen Zweifel trage, so wird es mir ein noch größeres Vergnügen seyn.“

Dom Jaime dankte Rufinen mit aller Inbrunst, und seine Heftigkeit begann, beynahe schon nicht mehr Verstellung zu seyn; denn so ein niedliches Weibchen, als Rufine, mußte selbst jeden Schuster

aus Valencia in Flammen setzen; besonders so einen, der durch sein Herumwandern in der Welt, und seine Handgriffe schon einige Bildung erhalten hatte.

Nun fingen auch die übrigen, die mit im Spiele waren, ihre Rolle an. Sie polterten mit aller Gewalt ans Hausthor, das Rufine unterdessen schon hatte schließen lassen, und schrien im Nahmen des Gerichts, man sollt' es öffnen.

Dom Jaime stellte sich an, als wär' er in der heftigsten Bewegung; aber Rufine war zu sehr gewohnt, mit Gerichtspersonen umzugehen, als daß sie hätte aus der Fassung kommen sollen. Sie nahm Dom Jaime bey der Hand, und führte ihn in ein oberes Zimmer mit einer doppelten Wand, die mit einer Tapete verborgen war. Hier ließ sie ihn nun mit der Versicherung zurück, daß man ihn unmöglich hier finden könne.

Nachdem dieß abgethan war, ließ sie das Hauptthor öffnen, und Crispin trat, voll Zuversicht auf seine Unkennbarkeit, mit seinen Gefährten herein; sie waren

alle als Gerichtsdienner, und Crispin als Alguazil gekleidet, alle mit Laternen und Gewehren versehen. Crispin fing mit verstellter Stimm', in welcher Gab' er eine besondere Fertigkeit besaß, zu sprechen an: „Im Nahmen des Gerichts verlangen wir den jungen Edelmann, der sich nach begangener Mordthat in dieses Haus geflüchtet hat, ausgeliefert.“ —

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, meine Herren,“ antwortete Rufine, die sich auf ihren Empfang ganz gefaßt gemacht hatte. „Ich weiß von keinem jungen Edelmann; Sie müssen sich am Hause irren, und ich muß Sie versichern, daß es mir sehr unangenehm ist, daß Sie mich um diese Zeit, da ich schon zu Bette gehen wollte, auf eine so auffallende Art stören.“

„Seyn Sie nicht ungehalten, schönste Donna,“ erwiederte Crispin; „wir kehren nichts nach unserm Belieben vor; wir thun nur, was unsere Pflicht, unser Amtseid, und unsere Vorgesetzten befehlen.“

„Sie werden nicht ungehalten werden,

gnädigste Donna, wenn wir unsere Schuldigkeit thun, und Sie erfuchen, uns die Durchsuchung des ganzen Hauses zu gestatten."

„Sie dürfen mir aber auf mein Wort glauben," sagte Rufine, „dass ich niemanden verberge."

„Wie gesagt, meine Donna," sagte Crispin; „wir dürfen nicht anders."

Rufine ließ also eines ihrer Mädchen mit einer Nachtkerze voraus gehen, und die Gerichtsdiener durchsuchten so einen grossen Theil der Zimmer. Endlich sagte Crispin: „Es wird immer später; wir wollen Ihnen nun nicht länger mehr ungelegen seyn, sondern Ihnen eine gute Nacht wünschen, und ebenfalls zu Haus' unsern Betten nachsehen. Sie verliessen nun das Haus, und zwar so glücklich, dass Rufine nicht den geringsten Verdacht geschöpft hatte.

Sie meldete es ihrem Dom Jaime, und dieser war ungemein vergnügt, dass er dem Gerichte so glücklich entkommen wäre. Rufine war unterdessen noch ungleich vergnügter als er; denn der Zun-

der der Liebe glimmte in ihrem Herzen mit jedem Augenblicke weiter um sich. Sie bath ihn, nur ruhig zu seyn, und sich in ihrem Hause ohne Kummer zu verbergen, so lang' es ihm belieben würde. Auch bestand sie darauf, daß ihn ihr Vater, wenn er zurück käme, diese Nacht gewiß nicht aus dem Hause lassen werde. Je mehr aber Jaime merkte, daß Rufine in Bewegung gerathe, desto ernstlicher bestand er darauf, daß er das Haus verlassen müsse. Er behauptete, daß es zu seiner Sicherheit nothwendig sey, sich in ein Mönchskloster zu flüchten, seinen Leuten im Wirthshause sagen zu lassen, wohin er sich gerettet habe, und den folgenden Tag noch vor dem Einbruche der Dämmerung nach Sevilla zu reisen. Rufinen ward bang' über seiner Entschlossenheit; sie sucht' ihn mit aller Beredtsamkeit von der Gefahr, die er lief, zu überzeugen, und bath ihn, doch wenigstens noch ein Paar Stunden zu verweilen. Endlich entfernte sie sich auf einen Augenblick unter irgend einem Vorwand', um mit ihrer

Slavinn, der sie alles Vertrauen schenkte, zu berathschlagen, was zu thun sey? Sie entdeckte ihr also freymüthig ihre Neigung zu dem Edelmann', und ihr Besorgniß, daß Garay mit seiner Beherbergung über Nacht unzufrieden seyn dürfte. Die Slavinn rieth ihr, dem alten Garay nichts zu entdecken; da sie aber zwey oder drey leere Zimmer hätten, von denen man aus einem in Rufinens Gemach herab kommen könnte, sollte sie ihn heimlich dahin führen, sie aber würd' ihm, ohne daß es Garay bemerkte, alles bringen, was er vonnöthen hätte. „Sie wissen, Donna,“ fuhr sie fort, „daß Garay in zwey Tagen nach Madrid reisen muß; ist er fort, so können Sie sich ja mit Ihrem Lieb- ling' unterhalten, so lang' es Ihnen beliebt. Zu machen, daß er uns hier bleibt, soll mir keine Hexerey seyn. Ich will ihn beschwatzen, daß es eine Lust seyn soll.“

Rufinen behagte der Rath der Slavinn; sie hieß sie denn ein Bett bereiten, um Dom Jaime in den Besitz des Zimmers zu setzen. Das geschah ohne Vorzug, und Rufine besuchte ihn einige Augen-

blicke hernach. „Wundern Sie sich nicht,“ sagte sie, „daß ich Sie ohne meines Vaters Erlaubniß über Nacht in sein Haus aufgenommen habe; aber um einen Edelmann von Ihren Verdiensten zu retten, darf man schon sein eigenes Bewußtseyn ein wenig peinigen. Ich verberge Sie selbst vor seinen Augen, um Ihre Sicherheit vollkommen zu befestigen. Jaime dankte ihr für diese unaussprechliche Milde; sie verwickelten sich immer tiefer in zärtliche Gespräche; Rufine ward immer feuriger, Dom Jaime immer muthiger. Nun kam die Slavinn, und sagte Rufinen ein Wort ins Ohr; Rufine nahm hierauf ihren neuen Liebhaber bey der Hand, und führte ihn über die kleine Treppe auf das Zimmer, das für ihn bereitet war. Er fand es unvergleichlich; es war sehr schön eingerichtet, mit Wachskerzen in krySTALLenen Wandleuchtern beleuchtet; und auf einem Tischchen stand ein kleines kaltes, aber niedliches Abendessen.

Jaime war ganz entzückt; Rufine nahm von ihm Abschied; er hielt sie an beyden Händen mit dem wärmsten Drucke fest,

und Rufine sagte ihm unter einem Blicke voll Liebe, daß sie ihn, wenn ihr Vater zu Bette seyn würde, noch ein Mahl sehen, und ihm gute Nacht — sagen würde.

Garay war nicht so alt, daß er nicht noch Ansprüche auf Rufinens Reitze gemacht hätte; er liebte sie vielmehr so sehr, daß er sie gewiß geheirathet haben würde, wenn ihn nicht bereits eine Ehe gebunden hätte. Sein Weib lebte zu Madrid, und hatte sich während der langen Zeit, als sich Garay ganz und gar nicht um sie bekümmerte, und gar keine Erkundigung von ihr einzog, mit andern Liebhabern über den Verlust ihres theuren Gatten zu trösten gesucht. Die gegenwärtige Ursache von Garays Reise nach Madrid war auch wirklich keine andere, als um zu erfahren, ob sie noch am Leben sey, und sich, wenn der Himmel wollte, daß er das Gegentheil erführe, mit Rufinen zu verheirathen, von der er wartete, daß sie ihm aus Dankbarkeit ihre Hand reichen werde. Diese Reise wollte er nun in zwey Tagen antreten. Bey diesem Plane mag er bleiben; wir kehren zu

Rufinen zurück, die ihm, so bald er nach Hause gekommen war, das Nachteffen hatte bringen lassen. Sie entschuldigte sich, daß sie ihm nicht Gesellschaft leisten könne, indem sie unpäßlich wäre, und ging auf ihr Zimmer. Garay pflegte nach dem Essen gleich zu Bette zu gehen; er that es auch dießs Mahl, und so bald Rufine sah, daß er fest entschlafen sey, ging sie zu Dom Jaime hinauf, der sie schon mit größter Ungeduld erwartete. Rufine setzte sich zu ihm, und nachdem sie gegessen hatten, ersuchte sie ihn nun um seine Geschichte, ohne auch den geringsten Umstand zu verschweigen.

Dom Jaime, der sich auf diesen Fall schon längst bereitet hatte, willfuhr ihr ohne Anstand, und begann:

„Mein Vaterland, liebenswürdigste Donna, ist Valencia, eine der ältesten Städte Spaniens, durch ihren Adel, ihre Reichtümer, und ihr herrliches, sanftes Klima vor allen Städten Spaniens berühmt. Ich stamme aus der alten und edlen Familie von Gaya und Pertusa ab, die im ganzen Königreiche bekannt ist. Mein Name ist

Dom Jaime de Gaya und Pertusa. Seine Majestät, unser König, waren so huldreich gegen mich, daß sie mich mit dem Orden von Montesa, und der Commanderie Silla, der besten des ganzen Ordens, beschenkt haben. Nebst dem, was diese mir abwirft, hab' ich von meinem Vater eine Leibrente, und einige Güter geerbt; die Güter tragen aber jährlich nicht viel über drey tausend Thaler. Ich bin der einzige Sohn, und hatte meine Absichten auf ein adeliges Fräulein aus meiner Vaterstadt, Donna Blanca Ceinteillas, ein vortreffliches, lebenswürdiges Frauenzimmer, gerichtet. Ich liebte sie gewiß herzlich; aber die Undankbare vergalt mir meine Liebe schlecht, denn sie gab zugleich einem andern Liebhaber, Dom Gabriel Pojados, Gehör. Er pochte auf die Gegenliebe des Fräuleins so sehr, daß er alles, was ihm im Wege zu stehen schien, wegzuräumen trachtete. Er traf einst des Nachts in der Gasse auf mich, und griff mich mit drey Bedienten an, da ich doch nur einen einzigen bey mir hatte. Ich vertheidigte mich, so gut ich konnte, verließ aber den

Kampfplatz mit so vielen Wunden, daß man glaubte, es werde mein Leben kosten. Man konnte den nicht entdecken, der mich verwundete, obschon ihn jedermann in Verdacht hatte; als aber das Gericht erfuhr, daß Dom Gabriel mein Nebenbuhler sey, ward er fest gesetzt. Indessen währt' es nicht lange, so war er durch höheren Schutz oder Bestechung wieder auf freyem Fusse."

„Als ich von meinen Wunden hergestellt war, fühlt' ich erst recht, wie sehr ich beleidigt sey, und wie wenig Gerechtigkeit mir das Gericht habe widerfahren lassen. Ich beschloß, mir selbst Genugthuung zu verschaffen, und ihm nicht besser mitzuspielen, als er es mir gethan hatte. Ich packte ihn daher ebenfalls unvermuthet mit Übermacht an, und er trug noch mehr und gefährlichere Wunden davon, als ich. Man sagte, er würde sterben; unterdessen hatte man mich aber auf der Strasse erkannt, und dem Gericht' angezeigt. Ich hatte nun von seinen Verwandten alles zu fürchten, und konnte mich daher nur mit der Flucht retten. Ich floh von Valencia

hierher, wo ich mich nun gegen einen Monath aufhalte. Hier erhielt ich von einem meiner vertrautesten Freunde, der meinen Aufenthalt wufste, die Nachricht, daß mein Nebenbuhler vollkommen hergestellt sey, und mit Donna Blanca schon in ordentlichen Unterhandlungen stehe."

„Ich dachte, er würde mich nun in Ruhe lassen, da er seine Absicht erreicht hätte; aber ich täuschte mich sehr; denn diesen Abend ward ich in ihrer Strafe von zwey Meuchelmördern, die Gabriel gedungen hatte, überfallen. — Ich ergriff die Flucht, als ich mich übermannt sah, — und rettete mich in Ihr Haus. O wie sehr werd' ich Ihnen ewig dankbar seyn, schönste Donna, um so viel mehr, da ich seit dem ersten Augenblick', als ich Sie sah — aber ich dürfte Sie vielleicht beleidigen." —

„Sprechen Sie," sagte Rufine; „ich bitte, sprechen Sie." —

„Ja," fuhr Jaime fort; — „seit diesem, dem glücklichsten Augenblicke meines Lebens seh' ich ein, wie thöricht ich gewesen bin, eine Donna Blanca zu lieben." —

„Mein Herr,“ sagte Rufine, „halten Sie mich nicht für so schwach, daß ich mich durch eine Schmeicheley berücken lassen würde, die im Grunde vielleicht nur Dankbarkeit ist.“ —

„Donna,“ fuhr Jaime mit zärtlicher Hartigkeit fort; „ich bitte Sie, halten Sie mich nicht für so niedrig, daß ich den Heuchler spielen könnte.“ —

„Zürnen Sie nicht,“ sagte Rufine; — „wie gern möcht’ ich“ —

„Mir glauben?“ — sagte Jaime; „o das dürfen Sie, bey Gott! — O Donna, Donna!“ — Er legte nun seine Stirn’ auf ihre Hand.

„Was ist Ihnen, Dom Jaime,“ sagte Rufine? —

„O von Ihnen, Donna, hängt es ab, was ich bin, — nur von Ihnen! — denn, warum soll ich es verhehlen, da es Sie nicht beleidigen kann! — Ich liebe Sie, Donna; ich liebe Sie unaussprechlich!“ —

„Ich muß fort,“ sagte Rufine; „es ist schon sehr spät in der Nacht. — Schlafen Sie wohl, Dom; morgen reisen Sie doch nicht?“ —

„Nein,“ sprach Jaime mit aller Hefigkeit, indem er ihre Hand an sein Herz drückte, — „nein! ich reise nicht; und es hängt nur von Ihnen ab, ob und wann ich reise. Sie trennten sich mit Mühe von einander; Rufine ging, und Jaime legte sich voller Freuden zu Bette.

Den folgenden Tag ward er noch ebenso sorgfältig geheim gehalten; indessen wurden die beyden Liebenden allmählig vertrauter. Am dritten Tage reiste Garay nach Madrid ab, und nun fand Dom Jaime, der nicht mehr in sein Zimmer eingekerkert war, Gelegenheit, Crispinen, der schon vor Ungeduld, etwas zu erfahren, brannte, in einem Briefchen den guten Erfolg seiner Unternehmung zu melden. Crispin munterte ihn mit einer Antwort auf, welcher hundert Pistolen beylagen; er gab ihm auch den Auftrag, Rufinen mit einem Spiele zu unterhalten, und ihre Mädchen durch Geschenke zu gewinnen.

Er that es, und Rufine konnte nun seinem Netze nicht länger entkommen. Er drang mit den zärtlichsten und unverfäng-

lichsten Worten in sie; und da sie ihm über dieß ihre Abkunft aus der portugiesischen Familie Menefez bekannt machte, hielt er sich für überzeugt, daß sie ernstlich Willens sey, sich mit ihm zu verbinden. Obschon das nun der Absicht Crispins schnurgerade entgegen war, so beschloß er doch, dem Triebe seines Herzens zu folgen, und sich um jenen gar nicht zu bekümmern. Mit einem Worte, sie waren beyde von ganzen Herzen in einander verliebt; und da sie sich beyde entgegen gingen, mußten sie sich bald begegnen. Es währte keinen Tag mehr, so hatten sie sich schon die heiligste Liebe und Treue geschworen, und Rufine ließ sich ganz von ihrer Leidenschaft hinreisen. Sie lebte diese Tage ein Leben voll Glückseligkeit; aber nun näherte sich Garay's Zurückkunft. Dieser lag ihr allein am Herzen, und sie erwog unablässig, wie sie sich auf gute Art von ihm losmachen könnte. Anfangs war sie entschlossen, ihm eine Summe Geldes zu geben, und dann von ihm Abschied zu nehmen; diesen Plan ließ sie aber wieder fahren,

und beschloß, vor seiner Zurückkunft Toledo zu verlassen, und Dom Jaime de Pertusa zu bereden, daß er sie mit sich nach Valencia, in sein Vaterland, führe. Da aber Garay bey seiner Abreise gesagt hatte, daß er erst in vierzehn Tagen zurück kehren werde, war sie Willens, sich ihrem Geliebten erst in zwey oder drey Tagen zu erklären. Unterdessen brachten sie ihre Zeit sehr angenehm hin; wenn sie nicht der Liebe pflegten, sangen sie Liedchen; und alte Romanzen, die Rufine mit der Laute begleitete. Es war Winter, die Nächte waren lang; und so fügte es sich denn, da sie eines Abends des Singens müde waren, daß Rufine ihren Dom Jaime ersuchte, ihr irgend eine Novelle zu erzählen. Jeder ihrer Winke war ihm ein Befehl; er begann also seine Erzählung.

ZU WAS UNS DIE EHRE VER- PFLICHTET.

EINE NOVELLE.

In der weltberühmten Stadt Sevilla, der Hauptstadt von Andalusien, war Dom Pedro de Ribera, ein vornehmer Edelmann, aus der erlauchten Familie der Herzoge von Alcala geboren. Er erbte nach dem Tode seines Vaters vier tausend Thaler jährliche Einkünfte, und lebte nun in Sevilla sehr prächtig. Er hatte in Madrid einen Blutsverwandten, der bey Hofe Dienste that. Da er sich nun eines Processus wegen ebenfalls dahin begab, und ihm der Umgang mit den Edelleuten dieser Stadt sehr angenehm war, beschloß er, für immer zu Madrid zu wohnen. Er trat dort mit einem alten Edelmann von den trefflichsten Eigenschaften, Dom Juan de la Cerda, in besondere Freundschaft, der den Jago-Orden, und eine Comthurey von jährlichen zwey tausend Ducaten hatte. Dom Juan de la Cerda war Wittwer, und hatte eine einzige Tochter zur Erbin seines ungemeingroßen Vermögens; ein vortreffliches Mädchen,

das alle Damen beneideten: denn sie war eben so schön, als tugendhaft. Dom Juan hing mit ganzem Herzen an seiner Tochter, und wünschte sie mit einem Manne zu verheirathen, der ihr an Stand und Vermögen gleich käme, und ebenfalls einen edlen Charakter befäße. Dom Rodrigo de Ribera, so hieß Dom Pedro's Vetter, hätte so wohl nach seinem Stand', als nach seiner vertrauten Freundschaft mit ihrem Vater, auf die Verbindung hoffen können; da er aber der jüngste Sohn war, und daher seine Einkünfte nicht sehr beträchtlich waren, wagte er es nicht, sich um sie zu bewerben. Er beschloß indessen doch, seinem alten Freunde, dem Vater des Mädchens, einige Vorschläge zu thun. Er schlug ihm Dom Pedro, der unterdessen wieder in Sevilla war, mit derselben Einwilligung zum Eidame vor. Dom Juan fand alles gut; aber seine Klugheit forderte, erst nähere Erkundigung einzuziehen. Er schrieb also ohne Verzug an einen seiner Freunde in Sevilla, und erkundigte sich nach Dom Pedro's, de Ribera

Eigenschaften und Vermögen. Er erhielt die Antwort, in der sein Freund die ganze Schilderung bestätigte, die ihm Dom Rodrigo von seinem Vetter gemacht hatte. Dom Juan war nun sehr zufrieden, und ersuchte Dom Rodrigo, seinem Vetter zu melden, daß es ihm ein wahres Vergnügen machen würde, wenn er käme, und ernstlich um seine Tochter wärbe. Auch gab er ihm das Portrait seiner Tochter, damit er es dem Briefe beyschließen könnte. Dom Rodrigo befolgte alles getreu, und machte noch den Beysatz, daß das Gemählde noch weit unter dem Originale sey. Dom Pedro erstaunte; denn nach dieser Schilderung und der Schönheit des Gemählde mußte seine Braut, Donna Brianda, alle Mädchen, die er je gesehen hatte, übertreffen. Er schickte seinem Vetter nun auch sein eigenes Portrait, um es Dom Juan vorläufig einzuhändigen, gab ihm den Auftrag, bis er ankommen würde, den Heirathsvertrag zu berichtigen, und schickte ihm hierzu eine eigene Vollmacht.

Er setzte nun sogleich eine Menge Ar-

beitsleute in Bewegung, um mit dem schönsten Wagen, der schönsten Livrey, mit einem Worte, um in der Pracht zu erscheinen, die seinem und seiner Braut Range zustände. Bis alles fertig war, blieb sein Gefolge zurück; er selbst aber machte sich mit seinem Kammerdiener voraus auf den Weg; sie ritten auf Mauleseln, und der Maulthiertreiber ritt in einiger Entfernung hinten nach. Dom Pedro wünschte sehr früh in Madrid anzukommen, so sehr brannte er vor Verlangen, die reizende Brianda selbst zu sehen, da er schon in ihr Bild verliebt geworden war. Dieses Bild trug er auch immer, in den Brief seines Veters eingemacht, bey sich. Einen halben Tag, bevor er zu Toledo ankam, schickte er den Maulthiertreiber voraus, um ihm eine Wohnung zu bestellen. Zu Orgaz nahm er das Mittagsmahl ein, und unterhielt sich mit verschiedenen Personen vom Orte. Nach Tische ließ er sich von der Gesellschaft zum Spiele bewegen; sie spielten, und er verlor eine beträchtliche Summe; denn er war Gaunern in die Hände gerathen. Er ward

hitziger, und so verweilte er sich hier ungleich länger, als er Willens gewesen war.

Sie bestiegen also ihre Maulesel wieder, und nachdem sie sich um den Weg erkundigt hatten, ritten sie fort. Sie hatten kaum eine Meile gemacht, als sie die Nacht überfiel. Mond und Sterne waren ganz verborgen; sie mußten also in völliger Finsterniß fort reiten, und verirrten sich eine halbe Stunde, bevor sie Toledo erreichten, in ein kleines Wäldchen von Öhlbäumen. Da sie nun mit den Köpfen gegen die Bäume stießen, und so keinen Augenblick ihres Lebens sicher waren, beschloßen sie abzustiegen, und hier unter den Bäumen den hellen Tag abzuwarten. Sie nahmen ihren Maulen die Felleisen ab, deren sie sich statt Kopfküßsen bedienten; und da sie sehr abgemattet waren, schliefen sie bald ein.

Zum Unglücke hatten vier Räuber, die in der Gegend eben einen unglücklichen Versuch gemacht hatten, und nun mit leeren Händen nach Toledo zurück kehren sollten, ihr Gespräch mit angehört. Sie schlichen denn leise hinzu, und da sie

die beyden Reisenden fest schlafen sahen, bemächtigten sie sich ihrer plötzlich, banden ihnen die Hände auf den Rücken, nahmen ihnen alles, auſſer dem leinenen Unterwammſe, und den leinenen Schlafhosen, und, damit sie deſto ſicherer entkamen, führten sie die Maule mit sich fort. Die beyden Reisenden waren untröstlich: Dom Pedro ſchalt den Kammerdiener aus, daß er ihn nicht bewacht hätte; und dieſer machte ſeinen Herrn Vorwürfe, daß er ſich vom Spiele habe hinreißen laſſen.

Während ſie ſo ſprachen, ſingen die Vögel zu ſingen an. Sie waren nun froh, daß es doch wenigſtens bald dämmern werde. Nach einiger Zeit hörten ſie in der Nähe Lämmer blöcken; ſie riefen den Schäfer; er kam auch ſogleich, band ſie los, und bedauerte ihr Unglück. Sie fragten ihn, wie weit ſie noch nach Toledo hätten; er antwortete, daß es nur eine kleine halbe Stunde betrüge; wenn es ihnen aber anſtände, wolle er ſie in das Landhaus ſeines Herrn führen, das nur wenige Schritte entfernt ſey; die gnä-

dige Donna, die drinnen wohne, sey eine gar liebevolle und milde Frau, die ihnen gewiß mit Kleidung aus der Noth helfen würde.

Sie nahmen seine Einladung mit Dank an, folgten ihm, und kamen in kurzer Zeit zu einem ziemlich schönen Hause, mit vergoldeten Zimmern, am Ufer des Tajo. Als sie dabey standen, pochte der Schafhirt am Thor, und ein alter Mann, der dieser Dame als Haushofmeister diente, öffnete es. Der Schafhirt, der im Hause sehr wohl gelitten war, ging unangemeldet zur Dame hinein, und erzählte ihr mit wenigen Worten das Unglück, das den zwey Reisenden begegnet wäre, und den kläglichen Zustand, in dem sie sich jetzt befänden. Die Dame verlangte sie zu sehen. Dom Pedro war über seinen Aufzug sehr beschämt; denn er hatte, außer einem schlechten Fellenmantel, den ihm der Hirt geliehen hatte, wie wir wissen, nichts als das Unterwamms und die Schlafhosen auf dem Leibe. Die Dame fragte ihn um seinen Namen und die Veranlassung seiner Reise. Er wollte ihr

beydes nicht entdecken, und gab vor, daß er ein Edelmann aus Sevilla, mit Nahmen Dom Fernando Sanchez de Frivegno, sey, und eines Rechthandels wegen nach Madrid reise.

Donna Victoria, so hieß die Dame, war durch das Aussehen dieser Unglücklichen gerührt; besonders ging ihr Dom Pedro's Schicksal zu Herzen, der ihr ungemeyn behagte. Sie ließ ihnen aus zwey Koffern, die im Zimmer standen, zwey gefärbte Kleider und die übrigen Kleidungsstücke reichen, die sie im nächsten Zimmer anziehen sollten. Sie thaten es, und Dom Pedro's Gestalt fiel ihr nun noch mehr auf, als zuvor. Sie sprachen noch verschiedenes.

Dom Pedro wollte nun Abschied nehmen; aber Donna Victoria bestand durchaus darauf, daß er bey ihr zu Mittag speisen sollte. Dom Pedro konnt' es nicht ausschlagen, und Donna Victoria wußt' es so geschickt einzulenken, daß sie ihre Gäste zwey Tage in dem Landhause zurück hielt. Donna Victoria verlor zwar kein Wort, durch das sie Dom

Pedro in der Erklärung ihrer Neigung zuvor gekommen wäre; aber ihre Blicke verriethen zu deutlich, was ihr Mund verschwieg. Dom Pedro war nicht so stumpf, daß er es nicht hätte wahrnehmen sollen; er sprach seinen Kammerdiener darüber, und dieser rieth ihm, diese günstige Gelegenheit, da Victoria wirklich sehr schön sey, nicht fahren zu lassen. „Gnädiger Herr,” sagt’ er, und er meinte nach seiner Denkungsart wirklich damit einen Beweggrund an die Hand zu geben, — „es ist billig, daß Sie so viel Ungemach unter den Öhlbäumen nicht umsonst ausgestanden haben.”

„Aber bedenkst du nicht, lieber Jago,” sagte Pedro, „daß ich schon verheißsen bin; daß ich schon einen Heirathsvertrag geschlossen habe?” —

„Das denk’ ich wohl, gnädiger Herr,” erwiederte Jago; „es ist aber auch mein letzter Gedanke, daß Sie Dama Victoria heirathen sollen.” —

„Was meinst du sonst?” sagte Pedro, und lächelte; denn Victoria gefiel ihm wirklich ungemein; auch sah er das Por-

trait seiner Braut nicht mehr an, das er auf der Brust im Unterwammse trug, und das ihn an seine Pflicht hätte erinnern können. Über dieß kannte er seine Braut nur von dem Gemähld, und so mußte denn ein so reizendes, gegenwärtiges Original ohne Zweifel in seinem Herzen stärkeren Eindruck machen.

Dom Pedro ließ sich von einem Tag auf den andern bereden, sich nur noch einen einzigen aufzuhalten; unterdessen wurden aber seine Wirthinn und er immer vertrauter und feuriger. Der Kammerdiener erfuhr unter der Hand im Hause, daß Donna Victoria de Sylva sehr viel Vermögen besitze, und berichtete es seinem Herrn aufs genaueste. Victoria dachte sehr edel, und sprach sehr freymüthig; sie erklärte sich allmählig deutlicher, und Dom Pedro ließ sich wenigstens vom Augenblicke hinreißen, ohne auf die Folgen zu denken, und beantwortete alle halben Anträge desto ausführlicher. Mit einem Worte, sie hatten sich ihre wechselseitige Liebe gestanden, und es fehlte nichts mehr, als daß sie die Heiraths-

bedingnisse bestimmten. Dom Pedro bath sich vor seiner endlichen Äußerung noch eine kurze Bedenkzeit aus; und benützte diese, um mit Jago, der sehr viele Erfahrungskenntnisse besaß, noch ein Mahl über die Sache ernstlich zu Rathe zu gehen. Jago konnt' ihm schwer rathen; denn Pedro merkte selbst, daß er eine außerordentliche Unvorsichtigkeit begangen habe; andererseits aber hatte er sich schon zu weit eingelassen, um sich mit Ehren, und ohne die schöne Wittwe, die sich über dieß gegen ihn so großmüthig bewiesen, zu kränken und zu beschämen, hätte zurück ziehen können. Er schwankte, und schwankte, ohne sich zu etwas bestimmen zu können. Die Stun-
zum Essen kam herbey; er wußte, daß er sich nun werde erklären müssen; und er war mit sich selbst noch in nichts einig geworden. Er war nun so verwirrt, daß er seinen Jago bath, für ihn zu entscheiden, und ihm versprach, das zu thun, was ihm das Räthlichste dünken würde.

Jago fragte ihn nun: „Wollen Sie sie durchaus heirathen, gnädiger Herr?“

„Ich wollte; aber ich habe schon mein Wort in Madrid vergeben.“

„Wollen Sie aber doch nicht ganz unverrichteter Dinge abziehen?“ —

„Nicht gern; ich gesteh' es.“

So geben sie ihr vorläufig eine Eheverschreibung, aber nicht auf des Dom Pedro, sondern auf des erdichteten Dom Fernando Sanchez Nahmen. — Als dieser haben Sie sich so weit mit ihr eingelassen; Sie sind ihr also auch nur als dieser Wort zu halten schuldig.“ —

„Jago,“ unterbrach ihn Pedro, „du bist ein gefährlicher Sophist; ich seh' es aber klar ein, daß mir sonst nichts zu thun übrig bleibt.“ Mit einem Wort, er ließ sich aus Wankelmuth und Leidenschaft bere-den, händigte Victorien die Eheverschreibung ein, erhielt dafür die gewünschte Belohnung, und erklärte ihr endlich nach vier Tagen, daß er nun nothwendig nach Madrid abreisen müsse, indem der Rechts-handel, den er bey dem Rathe von Indien anhängig hätte, seine Gegenwart in Person fordere. Es blieb ihr nichts übrig, als ihn abreisen zu lassen, so ungern sie

es auch that; er mußte ihr aber versprechen, daß er so bald, als es seine Geschäfte zulassen würden, zurück kommen werde; was er auch einging.

Er reiste nun ab; Victoria konnte ihren Thränen nicht Einhalt thun, so lebhaft war sie gerührt. Sie war so großmüthig, daß sie ihm Maulthiere und Geld mitgab, und so nahm er denn von ihr Abschied.

Er ritt fort; aber er ritt nicht weit, so strafte auch das gerechte Verhängniß seine Treulosigkeit schon; denn das Maul, welches er ritt, war sehr scheu, warf ihn ab, und gab ihm eine leichte Quetschung am linken Fusse, so, daß er gezwungen war, in der Stadt Illescas, auf der Hälfte des Weges von Toledo nach Madrid, zu bleiben, und nach einem Wundarzte schicken zu lassen.

Einen beynahe noch schlimmern Streich hatte ihm aber das Verhängniß unterdessen auf dem Landhause der Donna Victoria gespielt. Als er abgereist war, ließ diese sein Bett, in dem er geschlafen hatte, machen, und sieh! — das Mädchen

findet das Portrait seiner Braut, das ihm unvorsichtig aus dem Unterwamms' entfallen war, in den Brief seines Vettters eingewickelt. Sie lief damit hastig zu ihrer Frau, und übergab es ihr. Donna Victoria erstaunte über das Portrait, noch mehr aber, als sie folgenden Brief las.

„Liebster Vetter!

„Hier ist das Portrait der Donna Brianda de la Cerda, nach dem Original sehr getreu gemahlt; obschon ich dir schwören kann, daß es die Schönheit des Originals dennoch bey weitem nicht erreicht. Es freut mich sehr, daß du es aus meiner Hand erhältst, und ich zweifle nicht, daß dieser Anblick deine Reise beschleunigen wird. Dom Juan, ihr Vater, sieht dir mit wahrem Vergnügen entgegen. Ich bin überzeugt, daß du im Besitze dieses Weibes dein Glück finden wirst, denn ich selbst muß gestehen, daß ich dich beynahe beneide. Den Contract hab' ich unterdessen nach deinem Willen verfertigen lassen. Komm ja bald.“

„Dein

„Vetter Dom Rodrigo de Ribera.“

Kaum hatte sie den Brief durchgelesen, als sie dem Mädchen ohnmächtig in die Arme fiel. Beynahe erst in einer halben Stunde erhobte sie sich. Nun brach erst ihr Schmerz aus; sie weinte bitterlich, und war kaum zu trösten. Sie fluchte dem niederträchtigen Sevillaner, der ihre Milde und Liebe so schändlich belohnt hatte, und fluchte sich selber, daß sie so unvorsichtig gewesen sey, ihre Ehre einem Unbekannten, bloß auf die Redlichkeit seiner Miene, hinzugeben. Der sie so zu behandeln im Stande war, der wird auch keinen Anstand nehmen, dachte sie, sich mit ihrer Schwäche überall zu brüsten. Beleidigte Ehre, gekränkter Stolz, Liebe und Verachtung, zerfleischten ihr Herz. Sie brachte Tag und Nacht in Thränen hin, und war nicht zu trösten. Indessen, da ihr der Brief einiges Licht über die Sache gab, beschloß sie, selbst nach Madrid zu gehen.

Nichts hielt sie von dieser Unternehmung ab; denn sie hatte keinen Verwandten, dem sie von ihren Handlungen hätte Rechenschaft geben müssen, als einen Bru-

der, der aber damahls als Hauptmann in Flandern diente. Sie theilte ihre Absicht Alberten, einem alten Diener, der sie bey- nahe von der Wiege an erzogen hatte, mit. Hierauf ließ sie zwey kleine Wagen aus ihrer Meierey mit der nöthigen Einrichtung für die Wohnung einer Person von Stande bepacken, und trat nun ihre Reise an.

So bald sie zu Madrid angekommen war, schickte sie den alten Albert aus, um sich zu erkundigen, wo Dom Juan de la Cerda wohne, und ob sein Eidam, den er erwartete, von Sevilla schon angekommen sey. Albert kam bald mit der Nachricht zurück, daß Dom Pedro noch nicht eingetroffen sey, daß man ihn aber mit jeder Stunde hoffe. Das setzte Victorien in einige Verlegenheit, weil sie von seinem Unfalle zu Illescas nichts wußte.

Für alle Fälle miethete sie sich nun ein Haus für sich allein, ganz nahe an Dom Juans Wohnung. Sie wollte, daß es Albert als Herr vom Hause besitzen sollte. Sofort befahl sie ihm, in Dom Juans Hause anzufragen, ob ihnen kein Kammerfräu-

lein anstände, das jung, und eine Wittwe wäre. Albert benahm sich so geschickt, daß alles nach Victoriens Wunsche ging. Donna Brianda war sehr froh, eine Wittwe zu finden, da die jungen Damen in Spanien gewöhnlich Wittwen als Gesellschafterinnen zu sich zu nehmen pflegen, die sie Duennas nennen. Als sich Donna Victoria dem Fräulein zeigte, gewann diese solche Liebe zu ihr, daß sie nicht nur sie selbst, sondern auch ihren Vater, den alten Albert nähmlich, dem seine grauen Haare ein gewisses Ansehen gaben, als Escudero in Dienste nahm. Donna Victoria hatte sich sehr geschwinde mit Duennakleidern versehen, und konnte denn ohne irgend einen weiteren Anstand ihren Dienst antreten. Sie war nun auf Dom Pedro's Ankunft so herzlich gefaßt, daß sie sie kaum erwarten konnte.

Donna Brianda erkundigte sich um Alberts Vaterland, der sich Stephan von Santillana nennen liefs. Er sagte ihr, daß er zu Utrera, nahe bey Sevilla, geboren sey, und seine Tochter einen Kaufmann aus dieser Stadt zum Manne gehabt habe,

der auf einer Reise nach Peru gestorben sey , und so viele Schulden hinterlassen habe , daß diese sein ganzes Vermögen aufgezehrt hätten.

Victoria spielte unterdessen ihre Duenna so vortrefflich , daß sie Donna Brianda bald sehr lieb gewann , und ihr alles Vertrauen schenkte. Sie übergab ihr die Schlüssel zu ihren Koffern und Kästen , und ließ sie über ihr Hauswesen völlig nach Willkühr schalten. Stephan hatte auch erzählt , daß er in der Nähe sein Haus und sein Weib habe , welches Marzella , eines von Victoriens Mädchen , spielen mußte. Dieß verursachte , daß er in Dom Juans Hause keine Wohnung bekam.

Während all dieß vorging , war Dom Pedro's Fuß wieder geheilt , und er kam zu Madrid an , wo er in Dom Rodrigo's , seines Vetters , Hause abstieg , der seines Zauderns wegen schon in Verlegenheit gewesen war. Dom Pedro erzählte ihm , was ihn zu Illescas , und zuvor auf dem Landhause aufgehalten habe , vergaß auch nicht , daß er der Besitzerinn desselben unter einem erdichteten Nahmen eine Ehe-

verschreibung ausgestellt hätte. Rodigro fragte ihn, von welchem Stande sie wäre; und Pedro sagt' ihm, daß sie sich Donna Victoria de Sylva nenne, und aus einer vornehmen Familie von Toledo wäre. Dom Rodrigo äufserte grofse Unzufriedenheit über diesen leichtsinnigen Streich, verwies ihm seine Unvorsichtigkeit sehr nachdrücklich, und stellte die verdrüsslichen Folgen vor, die sich ergeben könnten, wenn die Donna seinen Voratz, sich zu verheirathen, erführe, und ihre Ansprüche geltend machen wollte. Sie sprachen sofort von Briandens Schönheit, von ihrem Verlangen ihn zu sehen, und endlich — von ihrem Portraite. Pedro wufste wohl, daß er es irgend wo verloren habe; er gab aber gegen seinen Vetter vor, daß es ihm mit all seinen übrigen Sachen unter den Öhlbäumen gestohlen worden sey.

Dom Rodrigo rieth ihm, sich mit einigen Staats und Landkleidern zu versehen, bevor er zu seinem Schwiegervater ginge. Da man solche Dinge, wenn man Geld hat, in Madrid sehr leicht bekommt, war auch Dom Pedro bald damit versehen,

und ward nun Dom Juan de la Cerda und dem Fräulein Brianda vorgestellt. Dom Juan empfing ihn so freudig, als er sich nur immer hatte wünschen können, und nahm ihn bey der Hand, um ihn zu seiner Tochter hinüber zu führen. Diese war eben mit ihren Mädchen allein, als Dom Pedro, von Dom Juan und Dom Rodrigo begleitet, eintrat. Beyde, Pedro und Brianda, waren angenehm überrascht, als sie sich erblickten, und beyde waren mit der Verbindung vollkommen zufrieden. Dom Juan ersuchte beyde, es freymüthig zu gestehen, ob sie nun, nachdem sie sich kannten, noch eben so dächten, wie zuvor; er wolle sie gar nicht um Beweggründe fragen. Beyde antworteten fast in demselben Augenblicke: „Wir denken noch eben so;“ und Dom Juan erwiederte: „Das hab’ ich mir wohl selbst gedacht.“

Unter Brianda’s Mädchen war bey diesem Besuche, wie sich von selbst versteht, Donna Victoria als Duenna zugegen gewesen; Dom Pedro hatte sie aber in dieser Kleidung wirklich nicht erkannt.

Nun traten die Männer zur Berichti-
(Rufina II. Th.)

gung der Heirathspuncte in einem Nebenzimmer in Gegenwart des Notars mit einigen Verwandten, die der freudenvolle Dom Juan eilig hatte hohlen lassen, zusammen. Unterdeffen besprach sich Brianda mit ihren Mädchen, die sie alle mit Glückswünschen überhäuften, von Pedro's Bildung und Sitten, von seinem gefälligen Wesen, von seinen Blicken, und sofort sprachen; nur die Duenna schwieg, die ihren Thränen Einhalt zu thun suchte. Dieses Stillschweigen war Brianden auffallend. Als sie mit ihr allein war, sagte sie: „Liebe Donna Theodora,“ — denn so hatte sich Victoria nennen lassen — „woher kommt Ihr sonderbares Betragen? — Alles wünscht mir zu der Wahl, die ich getroffen habe, Glück; alles nimmt daran Theil, und freuet sich mit mir; Sie allein machen eine Ausnahme, die mich kränkt; denn ich muß Ihnen nur gestehen, daß ich mir gerade von Ihrem Herzen die meiste Theilnahme versprochen habe.“ Donna Victoria hatte gerade gewünscht, daß es über die Sache zur Sprache kä-

me. Sie antwortete: „Gnädiges Fräulein, ich läugne nicht, daß Dom Pedro ein schön gebildeter, sehr angenehm gesitteter Mann ist; ich wär' ungerecht, wenn ich es läugnen wollte; aber mein Stillschweigen hat einen ganz andern Grund.“

„Aber welchen?“ — sagte Brianda.

„Gnädiges Fräulein, wenn ich nun schon sprechen soll, wie ich auch muß, da ich Sie so herzlich liebe, so bitt' ich Sie, mich wenigstens an einen andern Ort zu führen, wo uns niemand hören kann.“

Brianda führte sie in ein Cabinett, und sagte: „Aber nun reden Sie, Duenna; ich bitte Sie, reden Sie!“

„Sie wissen,“ fuhr Victoria fort, „daß ich nur Ihr Glück will; Sie müssen daher alles, was ich sage, nur aus diesem Gesichtspuncte beurtheilen. Nun denn zur Sache! — Mein Stillschweigen kam daher, weil ich in Sevilla niemanden besser kannte, als Ihren Dom Pedro; weil wir beyde in demselben Stadtviertel wohnen. — Ich darf Ihnen nichts verhehlen, obschon es Ihnen vielleicht manche ver-

gnügte Stunde vergällen wird. — Ich muß Ihnen denn sagen, Fräulein, daß Sie sich auf manchen Verdruss, vielleicht wahren Herzenskummer, gefaßt halten müssen, wenn Sie Dom Pedro heirathen.” —

„Sie müssen also wissen,” fuhr Victoria fort, die mit Vergnügen sah, daß das Mittel seine Wirkung thue — „Sie müssen wissen, daß Dom Pedro in Sevilla in eine Donna von großer Schönheit und vielen Verdiensten verliebt war, obschon ihr Vater nicht sehr viel Vermögen hinterlassen hatte. Er gab ihr tausend Versicherungen seiner heftigsten Liebe, überhäufte sie mit Geschenken, bestach alle Leute, mit denen sie umgeben war, zu seiner Gunst; — er ging endlich so weit, daß er ihr selbst die Ehe versprach, worüber sie mehrere Zeugen hat. — Wer kann es dem schwachen Weibe verdenken, daß sie ihm glaubte? — Sie ließ sich bethören, und vertraute sich blind seiner Leidenschaft. Indessen mußte die Sache für jetzt noch geheim gehalten werden; denn Dom

Fernando, Dom Pedro's Vater, lebte noch, der um ihre Liebe wußte, und sie, weil das Mädchen arm war, aus allen Kräften zu unterdrücken suchte. Dom Pedro ließ indessen nicht ab, die Schwäche der Donna Elvira de Monsalvo, die mit blinder Lieb' an ihm hing, zu benutzen. — Zwey Söhne und eine Tochter waren die Bürgen seiner Schwüre. — Dom Pedro's Vater starb, und Donna Elvira, die schon der Kummer zu beugen anfang, lebte nun wieder auf; sie erwartete nun, daß Pedro käme, sie an den Altar führte, und ihren Kindern einen rechtmäßigen Vater gäbe. — So laut die Natur schrie, hörte er sie doch nicht. Seine Leidenschaft war gekühlt, und mit dieser war auch sein Herz erkaltet."

„Und das ist derselbe Dom Pedro?“ sagte Brianda unter Thränen des Mitleids. —

„Ja derselbe; und glücklich genug, daß es nicht mehrere von dieser Art gib.“

„Ist das auch alles gewiß?“ sagte Brianda in der heftigsten Bewegung.

„Gewiss,“ fuhr Victoria fort; „denn ich wohnte in demselben Hause, in dem die Unglückliche war; in mein Herz hat sie ihren Kummer ausgegossen. — Der Vater war bestattet; es währte drey Tage; Pedro kam nicht. Elvire wußte sich nicht zu rathen; indessen suchte sie sich selbst zu überreden, daß er so viele häusliche Geschäfte haben werde. Es verflossen acht Tage, und er war noch nicht gekommen. Nun ergriff sie die Verzweiflung; sie wagte das Äußerste, und entdeckte ihre ganze Lage zwey Blutsverwandten. Diese schworen ihr Rache, und suchten ihn von demselben Augenblick an auf, mit dem festen Vorsatz ihn zu tödten, so bald sie ihn fänden. Dom Pedro erfuhr ihren Anschlag an der Stelle, und war niedrig genug zu entfliehen, ohne seine Geliebte, sein Weib, seine Kinder nur mehr mit einem Blicke zu sehen.“

„Unmensch!“ schrie Brianda, und weinte laut; — „unglückliches Weib!“ —

„In diesem Zustande hab’ ich sie verlassen, und bin mit meinem Vater vor

beyläufig anderthalb Monathen hierher gereist. Das ist alles, was ich Ihnen von Dom Pedro sagen konnte, und was ich Ihnen sagen mußte. Bedenken Sie, ob Pedro's Leben in Sicherheit seyn wird, wenn Elvirens Verwandten erfahren werden, daß er sich hier aufhält. — Ich fürchte, sie werden auf seine Gattinn keine Rücksicht nehmen, da er auf ihre Blutsverwandten keine Rücksicht genommen hat.”

Donna Brianda war in gewaltsamer Bewegung; sie setzte Victorien noch die verschiedensten Fragen: ob Pedro Elviren auch recht sehr geliebt habe? ob sie sehr schön sey? ob er sich zärtlicher gegen Elviren betragen habe, als nun gegen sie selbst?

Alle diese Fragen beantwortete Victoria so, daß Brianda immer mehr gegen Dom Pedro aufgebracht werden mußte. Obschon aber diese Erzählung sehr stark auf sie gewirkt hatte, so beschloß sie doch nicht ohne ihren Vater vorzukehren, den sie erst bitten wollte, über die Sache die gehörige Erkundigung einzuziehen. Sie

ging daher zu ihm, um ihn zu sprechen; denn die Heirathsbedingnisse waren nun schon zu Stande gebracht worden.

Unterdessen blieb Donna Victoria in dem grossen Saale, in dem die Kammermädchen und die Duenna's zu seyn pflegten; da kam Don Pedro's Kammerdiener, den sein Herr auf die Post geschickt hatte, um zu sehen, ob keine Briefe von Sevilla an ihn gekommen seyen, und brachte ein mit einer Schnur überbundenen Bündel Briefe. Er fragte nach seinem Herrn; Victoria antwortete ihm, daß er drinnen wäre, und sie ihm die Briefe, wenn es ihm anstände, einhändigen wolle, da sie eben hinein zu gehen Willens sey. Der Kammerdiener nahm den Antrag mit Vergnügen an, übergab ihr die Briefe, und ging seiner Wege. Da sie mit zu unumstößlichen Urkunden zu ihrem Behufe versehen war, als daß sie sich um was immer für einen Ausgang hätte bekümmern sollen, eilte sie damit auf ihr Zimmer, schrieb einen Brief, als ob er von Donna Elvira käme, und legte ihn zu den übrigen Briefen. Hierauf ging sie damit zu

ihrem Fräulein. Donna Brianda fragte sie, wo sie hin gehe, und Victoria antwortete ihr, daß sie Dom Pedro die Briefe, die von Sevilla an ihn gekommen wären, einhändigen wolle. Donna Brianda verlangte sie zu sehen, nahm sie, öffnete das Bündel, und sieh da! — die Aufschrift des zweyten Briefes ist von einer Frauenzimmerhand. Sie stutzte, und sah Victorien an. „Was ist Ihnen, Fräulein?“ sagte diese.

„Ich zittre,“ antwortete Brianda. „Betrachten Sie diese Aufschrift hier.“

„So wahr ich lebe,“ sagte Victoria, „es ist Elvirens Handschrift.“ — Kaum hatte sie es gesagt, als Brianda hastig das Siegel aufriß, und nach der Unterschrift sah. „Donna Elvira de Monfalvo,“ las sie — und Thränen stürzten ihr aus den Augen. Sie setzte sich auf den nächsten Stuhl, und bath Victorien, ihr den Brief zu lesen. Victoria las:

„Ewig geliebter Gemahl!

„Deine grausame Entfernung, und die Noth, in der ich mit deinen Kindern darbe, haben mich so weit gebracht, daß ich bald sterben werde. Ich fühle

mich, und werde dich bald von einem stäten Gewissensbisse befreyen. Ich habe erfahren, daß du nach Madrid gereist bist, um dich zu verheirathen. Obschon du mich verlassen hast, kann ich doch nicht glauben, daß das Gerücht wahr sey. Wenn du auch mich nicht achtetest, würdest du doch deine Kinder nicht verstoßen. — Sollt' es aber doch gegründet seyn, so hab' ich bereits, nur um meiner Kinder willen, allen meinen Verwandten aufgebothen, daß sie diesem Schimpfe zuvor kommen, und, wenn auch nicht mir meinen Gemahl, doch wenigstens meinen Kindern ihren Vater wieder geben. Sie sind vor einigen Tagen abgereist, um wenigstens Erkundigung einzuziehen. Ich bitte dich aber, dich, der du vor Gott und der Welt mein Gemahl bist, setze dein Leben nicht dieser Gefahr aus. Sey rechtschaffen; du wirst die Belohnung gewiss in dir selbst finden. Deine

Gemahlinn, Elvira de Monsalvo."

„Nun ist alles aus!" — schrie Brianda.

„Dank, tausend Dank, meine Herzens-

schwester!" schrie sie, indem sie Victorien um den Hals fiel, „dass du mich von diesem Ungeheuer befreyet hast! — Wie ist es möglich, dass so ein niedriges Herz unter dieser edlen Miene verborgen ist! — Aber es ist nur zu wahr! — Die Unglückliche soll an mir eine edle Seele finden; sie soll mir keine Vorwürfe machen können! — Aus meiner Hand soll sie ihn empfangen!" —

Sie sagte das mit solcher Heftigkeit, dass Dom Juan, der im Zimmer daneben war, heraus trat, und sich erkundigte, was die Frauenzimmer da hätten. Brianda erzählt' ihm alles, was sie von Victorien gehört hatte, und übergab ihm den Brief mit der Versicherung, dass sie Dom Pedro nun ihre Hand gewiß nicht reichen werde. Dom Juan war ungemein entrüstet, theils über die Niederträchtigkeit der That, theils, dass Pedro, obschon er drey Kinder hätte, doch verwegen genug gewesen wäre, um seine Tochter zu werben. „Sey für jetzt ruhig, liebe Tochter," sagte er, „und äussere dich gegen niemanden, auch nicht gegen ihn selbst. Du hast

mein Vaterwort, daß ich deinem Herzen in meinem Leben nicht Gewalt anthun werde; am wenigsten hier, wo meine eigene Ehre beschimpft ist. Noch ein Mahl, sey ruhig, bis ich komme." Hiermit ging er fort, und gerade zu einem seiner vertrautesten Freunde, der sich mehrere Jahre in Sevilla aufgehalten hatte, um zu hören, ob nicht diesem etwas von der Sache bekannt wäre.

Unterdessen kam Dom Pedro mit seinem Kammerdiener zurück, und bath um das Bündel Briefe, das an ihn gekommen wäre. Donna Brianda übergab sie ihm, und entschuldigte sich, daß ein Brief geöffnet sey. „Ich dachte," sagte sie, „daß Sie mir es nicht übel deuten werden, da wir einander schon verheissen sind, und Mann und Frau vor einander keine Geheimnisse haben werden. Was Sie aber vollends beruhigen kann, ist, daß mich eine kleine Anwandlung von Eifersucht zu dieser Unartigkeit verführt hat; denn ich sah auf der Überschrift eine Frauenzimmerhand, und konnte mich nicht überreden, daß so ein artiger Edelmann, wie

Sie, so viele Jahre in Sevilla ganz und gar ohne alle Liebschaft hätte seyn sollen. Sie sehen, daß die übrigen nicht erbrochen sind. Indessen ist es mir angenehm, daß ich den Schritt gethan, da ich dadurch so viele Aufschlüsse erhalten habe, die mir für jetzt sehr wichtig sind; denn sie bestimmen mich, Ihnen meine Hand nicht zu reichen." —

Dom Pedro stutzte. —

„Er ist von einer Hand geschrieben, die Ihnen sehr bekannt seyn wird. Ich versichre Sie, daß mir unsre Trennung sehr gleichgültig ist; leben Sie wohl.“

Hiermit ging sie, und ließ Dom Pedro mit Victorien allein zurück. Dom Pedro las den Brief durch, und ward blaß, wie eine Leiche. „Verrätherey!“ — schrie er endlich laut auf; „man will mich meines Glücks berauben! — Wo hat der schändlichste Neid diese Verläumdungen wider mich ausgebrütet?“

Donna Victoria, die er nicht erkennen konnte, weil sie als Duenna mit der Mantille bedeckt war, fragte ihn, was ihm wäre.

„Man will mir in Sevilla eine Geliebte aufbürden,“ sagte er; „noch mehr, eine Verlobte, die Kinder von mir hätte, und die ich soll verlassen haben. O schändliche, abscheuliche Lüge!“ —

„Es thut mir sehr leid,“ sagte Victoria, aus Vorsicht mit etwas verstellter Stimme; „aber, wie ich meine Donna kenne, wird sie sich schwerlich mehr befänftigen lassen, und ich kenne sie doch gewiss genau; denn ich bin mehr ihre Freundin, als ihre Dienerinn.“

„Wenn das ist, liebe Freundin,“ sagte Pedro, „so thun Sie mir den Gefallen, und helfen Sie mir die Sache wieder einlenken, und Donna Brianda befänftigen, sonst bin ich verloren; denn ich liebe sie von ganzem Herzen, und bin, bey Gott, unschuldig.“

„Ja, es sey!“ sagte Victoria; „ich will es auf mich nehmen, und versprech’ Ihnen, gnädiger Herr, daß alles wieder ins Geleise kommen soll; aber, gnädiger Herr, Sie werden doch großmüthig seyn, wenn ich meine Sache gut mache?“

„O wenns auf das ankommt, so soll es

an mir nicht fehlen; fordern Sie nur, fordern Sie nur, so viel Sie wollen!" —

„Gnädiger Herr, nicht als ob ich an Ihrer Großmuth zweifelte; aber es würde mich mehr anfeuern, wenn ich das Süm্মchen so beyläufig in vorhinein wüßte." —

„Fordern Sie nur! mir ist kein Preis zu hoch, um den ich Donna Brianda erhalte." —

„Weil Sie denn so gütig sind, gnädiger Herr, und mir erlauben, daß ich selbst die Summe bestimme, so" — hier hohlte sie geschwinde von dem Seitentischchen Feder, Dinte und Papier her — so haben Sie die Gnade, mir nur Ihren Nahmen unten auf dieses Papier zu schreiben. Weil Sie sich auf meine Billigkeit verlassen, werd' ich dann die Summe des Geschenkes selbst ansetzen." —

„Wie Sie wollen, wie Sie wollen!" sagte Pedro, und schrieb seinen Nahmen hin; — „ich eile jetzt fort, und werde mich nicht eher zeigen, bis Sie mir durch meinen Kammerdiener melden lassen, daß es der rechte Zeitpunct sey, mich wieder

einzufinden.“ Sie wiederholte ihm noch ein Mahl ihr Versprechen , alles wieder gut zu machen , und er ging nun um vieles beruhigter fort.

Donna Victoria riefte nun den alten Albert , erzählte ihm alles , und Albert war über die Vorschritte , die sie zur Hintertreibung der Heirath gemacht hatte , so vergnügt als erstaunt. Sie befahl ihm nun , auf dem von Pedro unterfertigten Papiere über seine Unterschrift die Eheverschreibung , die ihr Pedro unter einem erdichteten Namen auf dem Landhause gegeben hatte , abzuschreiben , und auf den Tag der Ausstellung auf diese Zeit zurück zu setzen.

Dom Juan hatte den Edelmann , seinen Freund , zum Glücke nicht angetroffen , und kam denn wieder unverrichteter Dinge nach Hause. Unterdessen fuhr Donna Victoria fort , ihrem Fräulein unablässig anzuliegen , um ihr Herz vollkommen zu erhärten. Donna Brianda versicherte ihr auch heilig , daß sie des festesten Entschlusses sey , ihm niemahls wieder Gehör zu geben , und daß ihr Herz wieder ganz an einem andern Edelmanne , Dom San-

cho de Leyba, hange, den sie schon vormahls heftig geliebt, und von dem sie sich nur aus Liebe und Gehorsam gegen ihren Vater unter dem Vorwand' einer Zänkerey losgerissen habe. Sie sey überzeugt, sagte sie, daß sie Dom Sancho durch diese Trennung vielen Kummer verursacht, daß er sie aber gewiß noch eben so liebe, wie zuvor. Donna Victoria goß nun immer Öhl ins Feuer; sie suchte Brianden zu überreden, daß es nun zur Rettung ihres Edelmuths Pflicht sey, Dom Sancho einen Schritt entgegen zu gehen. Das war gerade die Saite, die sie berühren mußte; Brianda beschloß, an ihn zu schreiben, und Donna Victoria erboth sich sogleich, den Brief zur größten Sicherheit selbst einzuhändigen. Brianda war so in Bewegung, daß sie sogleich schrieb, und Victorien ihren Wagen anspannen ließ, um sie hinzuführen. Victoria fuhr, aber nicht zu Dom Soncho's, sondern gerade zu ihrem eigenen Hause, das sie, wie wir wissen, in der Nähe gemiethet hatte. Sie ließ den Wagen zurück fahren, und sagte, daß sie den übrigen Weg mit ihrem Vater zu

Fuße machen werde. Das erste war nun, daß sie einen Brief an Dom Juan de la Cerda schrieb, in dem sie ihn bath, so geschwind' als möglich zu ihr zu kommen, da sie dringende Geschäfte mit ihm abzu-
thun hätte, und dann einen zweyten an Dom Sancho de Leyba, desselben Inhalts; auch beschrieb sie beyden das Haus, in dem sie sie besuchen sollten. Dann warf sie hurtig ihre Duennakleider ab, und kleidete sich wie eine ansehnliche Donna, setzte sich auf ihren Sopha, und wartete die Besuche ab.

Dom Sancho liefs nicht lange auf sich warten, obschon er nicht wufste, wer ihn eigentlich habe laden lassen. Er kam; aber kaum hatte er mit Donna Victoria einige Worte und Complimente gewechselt, als man Victorien meldete, daß Dom Juan de la Cerda eben aus dem Wagen stiege. Nun sagte Victoria zu Sancho: „Sie werden mir vergeben, daß ich jetzt mit diesem alten Edelmanne sprechen muß. Nicht aber, als ob Sie unsere Unterredung nicht mit anhören sollten. Belieben Sie nur in dieses Cabinett zu treten, in dem

Sie jedes Wort vernehmen werden. Es geht Sie näher an, als Sie vielleicht vermuthen.“ Dom Sancho gehorchte, und nun trat Dom Juan ein. Er kannte sie in diesen Kleidern nicht; sie setzten sich, und Victoria sprach: „Wundern Sie sich nicht, Dom Juan, daß Sie ein unbekanntes Frauenzimmer in ein unbekanntes Haus rufen läßt. Ich bewundere Ihre Großmuth, die Sie dennoch erscheinen heißt, und meld’ Ihnen kurz, daß ich in einer sehr wichtigen Angelegenheit Ihres Rathes und Beystands bedarf.“

„Ich bin zu Ihrem Befehle,“ sagte Dom Juan. „Hören Sie denn meine Geschichte,“ fuhr Victoria fort. „Ich bin zu Toledo geboren; mein Bruder ist der Erbe des Hauptvermögens. Ich bin aus der Familie de Sylva, die in ganz Spanien so berühmt ist, daß ich hierüber nicht weitläufig zu seyn nöthig habe. Mein Vater hatte den San-Jago-Orden, und mein Bruder, der jenen von Alcantara hat, dient in Flandern als Hauptmann. Er ließ mich zu Toledo bey einer Tante zurück, die aber beyläufig einige Monathe nach sei-

ner Abreise starb. Ich bezog nun ein kleines Landhaus am Ufer des Tajo, und beschäftigte mich in meiner Einsamkeit mit der Haus- und Landwirthschaft. Ich war mit keinem Liebhaber in Verbindung gestanden, bis eines Tages sehr früh am Morgen mein Schafhirt zwey Reisende zu mir brachte, die diese Nacht von Räubern ganz und gar, sogar der Kleider beraubt worden waren; er hatte sie gebunden angetroffen. Ihr Zustand rührte mich; besonders aber bemitleidete ich den einen, der mir, seinem angenehmen Anstande nach, der Herr zu seyn schien. Ich gab ihnen zwey von den Kleidern, die mein Bruder zurück gelassen hatte; sie dankten mir. Ich behielt sie vier Tage bey mir, da es mir immer eine Art von Wohlthat war, wenn ich in meiner Einsiedeley Menschen um mich hatte. Wir wurden immer vertrauter; der eine begann mich seiner Liebe zu versichern; er bath um Gegenliebe, drang immer heftiger, und ging endlich so weit, daß er mir eine Eheverschreibung gab. Welches Mädchen hätt' ihm da nicht geglaubt? — Nach der Wohlthat, die ich

ihm erwiesen hatte, und nach seinem Stande, den er mir angab, hatt' ich doch vermuthen dürfen, daß er mich nicht belügen werde. Aber ich täuschte mich sehr: ich hatte mich nun ein Mahl seiner Leidenschaft voll Vertrauen überlassen, und kannte mich selbst nicht mehr in diesem Taumel. Nach einigen Tagen gab er vor, daß ein dringender Proceß seine Gegenwart in Madrid fordere, und er sich daher ohne Verzug hin begeben müsse. Ich konnt' ihn nicht aufhalten, und gab ihm noch Geld mit, weil er ausgeraubt worden war; er schwur mir, so bald es möglich wäre, wieder zurück zu kommen, und reiste ab. Aber kaum war er fort, als ich durch ein Portrait und einen Brief, den er im Bette verloren hatte, sah, daß er nicht eines Processus wegen nach Madrid gegangen sey, sondern um sich mit Donna Brianda, Ihrer Tochter, zu verheirathen. —

„Was sagen Sie?“ sagte Dom Juan, indem er zusammen schrak, daß ihn beynahe der Schlag gerührt hätte.

„Hören Sie mich erst vollends an; ich

bitte Sie," fuhr Victoria fort. „Ich reiste hierher, um durch die Hülfe einiger Grossen, die meines Vaters vertraute Freunde waren, mein Recht zu suchen. Die Beweise, die ich hier in Händen habe, und die Sie selbst anzusehen belieben, schliessen jede Einwendung aus. Ich hielt es für meine Pflicht, auch Ihnen von jedem meiner Schritte Nachricht zu geben, damit Sie sich zu Ihrer eigenen, und Ihrer Tochter Ehre darnach zu benehmen wissen."

Dom Juan erkannte Dom Pedro's Hand, und war nun durch diesen Streich, und den ersten, den er in Sevilla gespielt haben sollte, vollkommen überzeugt, daß Pedro ganz und gar nicht verdiene, sein Eidam zu werden.

Donna Victoria sagte: „Belieben Sie aber auch die Eheverschreibung zu durchlesen; denn es ist ein besonderer Umstand darin."

Dom Juan las:

„Ich, Dom Pedro de Ribera, Einwohner der Stadt Sevilla, bezeuge durch diese von mir eigenhändig unterfertigte Schrift, daß ich mit Donna Victoria de

Sylva rechtmässig verheirathet bin, der ich mein Wort halten will, allezeit, und so oft sie es von mir fordern wird; kraft dieses meines Versprechens."

„Zeugen: Albert und Marzella, Bediente vom Hause."

„Dom Pedro de Ribera."

„Elender Bube!" sagte Dom Juan, indem er ihr die Verschreibung zurück gab; „mein Haus sollst du nicht mehr betreten, meine Schwelle nicht mehr entehren. — Hier haben Sie meine Hand und mein Wort, daß ich Sie in der Behauptung Ihres Rechts durch alle meine Freunde unterstützen will — meine Hand und mein Wort!" — Victoria vertraute ihm auch die Eheverschreibung an, damit er Dom Pedro damit überzeugen könnte, und Dom Juan entfernte sich unter hundertfältiger Wiederholung seines Versprechens.

So bald er fort war, trat Dom Sancho hervor. Victoria hieß ihn sich setzen, und sagte: „Ich will sehr kurz seyn. Sie haben alles mit angehört; Donna Brianda läßt Sie versichern, daß sie im Herzen nie aufgehört habe, Sie zu lieben; daß sie

nur aus Gehorsam gegen ihren Vater Dom Pedro seine Hand gereicht haben würde; daß sie mit Vergnügen ihre Wiederverföhnung erwarte, und — daß sie endlich alles dieß in dem Briefchen, das sie ihm überreichte, selbst eigenhändig geschrieben habe." Dom Sancho las den Brief, und war nun der glücklichste Mensch von der Welt. „O da erkenn' ich sie, die edle Seele!" schrie er. — „O Dank, tausend Dank!" — und hiermit wollt' er zur Thür hinaus laufen. „Dom Sancho! nicht so hastig!" sagte Victoria; „hören Sie mich erst vollends an." Sie entdeckte ihm nun das Geheimniß ihrer Verkleidung, das sie ihn sorgfältig zu verschweigen bath, bis die Sache ganz reif seyn würde; sie sagte ihm sofort, daß er Brianden antworten könne, und sie ihr den Brief wieder einhändigen wolle, da es nun schon höchste Zeit wäre, die Duennakleider wieder anzuziehen. Sancho schrieb an der Stelle, nahm von Victorien Abschied, und Victoria kleidete sich wieder als Duenna, um zu sehen, was unterdessen in Dom Juans Hause vorgegangen sey.

Dom Pedro war über den Streich, den man ihm gespielt hatte, beynahe rasend. Er hatte alles seinem Vetter Rodrigo erzählt, und sie waren nun beyde zu Dom Juan gegangen, um die Sache beyzulegen. Donna Brianda mußte sie empfangen, da ihr Vater nicht zu Hause war. Dom Rodrigo wollte seinen Vetter zu entschuldigen, und die erdichtete Geschichte zu widerlegen beginnen; aber Brianda verbath sich das Gespräch über diese Materie, und erklärte kurz, daß sie sich gar nicht äußern würde, bis sie nicht die Gesinnung ihres Vaters erfahren hätte. Dom Juan, der eben von Donna Victoria weggefahren war, kam gerade zurück, und da die zwey Vettern auch ihn sogleich mit der Entschuldigung empfangen wollten, bath er sie alle, sich zu setzen, da er müde sey, und sprach: „Ich bin zu einigen Freunden gefahren, und hoffte von ihnen über die Geschichte, die man Dom Pedro aufbürdet, eine Aufklärung; aber ich fand sie nicht zu Hause; indessen thut das nichts zur Sache: hab' ich diese Geschichte nicht erfahren, so bin ich doch von ei-

ner anderen unterrichtet worden. Sie besteht darin, daß Dom Pedro eine Donna von Toledo durch eine Eheverschreibung verführt hat; durch eine Eheverschreibung, die er ihr ausstellte, nachdem sie ihm einige Tage zuvor eine wichtige Wohlthat erwiesen hatte, und da er eben auf der Reise nach Madrid war, um sich mit meiner Tochter zu verheirathen. Ich kann an der Wahrheit der Geschichte nicht zweifeln, da ich sie aus dem Munde der Donna selbst habe, die sich hier befindet, und mich zu sich bitten ließ. — Wir kennen doch alle diese Schrift?“ — sagte er, indem er die Eheverschreibung vorwies.

Alles war stumm.

„Sie sprechen nicht, meine Herren?“ fuhr Dom Juan fort; das bestätigt die Geschichte. Ich verzeih' es Ihnen, daß Sie ein schönes Gesicht gerühret hat; ich will auch von der Ausstellung der Eheverschreibung schweigen; aber daß Sie nach diesem Schritte hierher reisen; daß Sie um meine Tochter werben, das ist eine Unverschämtheit, für die ich keinen Namen

habe. Es ist, wenn ich der Sache die beste Wendung gebe, für alle Fälle klar, daß Sie sich nicht von Liebe, sondern von Laune bestimmen lassen. Sind Sie also ein Mann von Ehre, so gehen Sie hin, und halten Sie ihr Wort. Sie ist eben, wie ich gesagt habe, hier, um ihr Recht zu suchen; niemand wird ihr seinen Beystand versagen; ich selbst habe ihr den meinigen versprochen. Daß ich übrigens Ihre Verbindung mit meiner Tochter nie zugeben werde, versteht sich von selbst, und folgt aus dem, was ich gesagt habe. Ich würde sie eher zwischen vier Mauern einkerkern, und da als Jungfrau sterben lassen, obschon sie mein einziges Kind ist, bevor ich meine Einwilligung gäbe. Weiter hab' ich Ihnen, und haben Sie mir nichts zu sagen." Hiermit erhob er sich von seinem Stuhl, und ging zornig in ein Nebenzimmer. Donna Brianda folgte ihm nach; den zwey stummen Vettern blieb also nichts übrig, als ebenfalls nach Hause zu gehen, wo Rodrigo seinen ganzen Unwillen über Dom Pedro ausbrechen ließ. Dieser konnte nicht begreifen, wie die

Eheverschreibung wirklich mit seinem Nahmen von seiner Hand unterfertigt seyn könne, da er sie doch auf einen erdichteten Nahmen ausgestellt hatte. Als er Victorien seinen Nahmen eines Geschenkes wegen auf ein Papier schrieb, hatte er es so in Hast und Verwirrung gethan, daß er sich nun gar nicht mehr daran erinnerte.

Unterdessen war auch Donna Victoria wieder als Duenna in Dom Juans Wohnung zurück gekommen. Sie händigte Brianden Dom Sancho's Brief ein, und Brianda war damit vollkommen zufrieden. Eben so erzählte diese auch Victorien, was zwischen Dom Pedro, Dom Rodrigo, und ihrem Vater vorgefallen sey, und was für eine neue Geschichte sich aufgedeckt hätte. Donna Victoria spielte die Erstaunte, und brach wieder in neue Ausfälle gegen Dom Pedro los.

Während sie so sprachen, kam ein Mädchen von einer Freundin Briandens, und lud sie zu einer Komödie, die diesen Abend bey ihr gespielt werden sollte. Brianda versprach zu kommen; aber Victoria ergriff diese Gelegenheit zu einer neuen List.

Sie stellte Brianden vor, wie gut es seyn würde, wenn sie mit Dom Sancho eine ungestörte, heimliche Zusammenkunft halten, und sich dabey mit ihm über die besten Maßregeln berathschlagen könnte, die sie beyde am schnellsten und sichersten zu ihrem Zwecke bringen würden. Brianda begriff wohl, daß sie Recht hätte; sie konnte aber nicht absehen, wie die Sache einzuleiten seyn würde. Victoria schlug ihr vor, gerade diese Einladung ihrer Freundin zu benutzen, und, anstatt in die Komödie zu gehen, im Hause ihres Vaters, Stephan de Santilana, mit ihrem Geliebten zusammen zu kommen, was um so thunlicher wäre, da das Haus ohne dieß leer stände.

Donna Brianda liebte den Dom Sancho zu sehr, hatte ihn zu lange nicht gesprochen, und hätte ihn zu gern mündlich über ihr bisheriges Betragen beruhigt, als daß sie nicht mit Freuden hätt' einwilligen sollen. Donna Victoria schickte daher den alten Albert mit einem Brief an Dom Sancho, in dem sie ihn diesen Abend um acht Uhr in ihr Haus beschied.

Hierauf bestellte sie Dom Pedro zu derselben Stund' in einem anderen Brief' in ihr Haus, und meldet' ihm, daß Donna Brianda, ungeachtet des Verboths ihres Vaters, sich mit ihm heimlich trauen lassen wolle, und ihn daher dringend zu sprechen wünsche. Dom Pedro konnte Brianden nicht begreifen, und währte, daß er diese glückliche Wendung niemanden, als der bestochenen Duenna zu danken habe.

Die Stunde kam; Brianda und Victoria stiegen in den Wagen, fuhren, anstatt zur Komödie, in Victoriens Haus, und ließen den alten Dom Juan zu Hause ruhig zu Bette gehen. Marzella, welche Victoriens Stiefmutter spielte, empfing sie sehr freundlich; sie legten ihre Mäntel ab, und nun mußte Albert noch den dritten Brief bestellen. Er war an den alten Dom Juan selbst geschrieben, und lautete so;

„Ihre Tochter, Donna Brianda, ist, anstatt in die Komödie, in das Haus meines Vaters gekommen, um sich wider Ihren Willen mit Dom Pedro heimlich zu verheirathen. Thun Sie nun,

was Ihnen beliebt ; ich habe meine Pflicht gethan. ”

„Donna Theodora-”

Albert hatte aber den Auftrag ; diesen Brief vor halb neun Uhr nicht abzugeben.

Dom Sancho erschien zur bestimmten Stunde , klopfte leise an , ward auch sogleich eingelassen , und fand sich in den Armen seiner Geliebten. Donna Victoria ließ sie allein , um Dom Pedro's Ankunft abzuwarten. Er kam in einigen Minuten nach Dom Sancho ; Donna Victoria führte ihn an der Hand in ein finsternes Gemach , und bath ihn , ja kein Geräusch zu machen , damit man ihn nicht entdeckte , und auch mit seiner Geliebten , die gleich hier seyn würde , so wenig als möglich zu sprechen. Nun ging sie in ein Nebenzimmer , legte ihre Wittwenkleider ab , kam leise und mit verstellter Schüchternheit zurück , und da das Zimmer ganz finster war , meinte Pedro wirklich , seine Donna Brianda zu küssen. Sie hatte im Nebenzimmer vorsetzlich ein wenig verweilt , um Dom Petro nicht so lang' in Täuschung erhalten zu müssen.

Unterdeffen war auch Albert mit seinem Briefe bey Dom Juan angekommen, der sich eben auskleiden wollte. Er war über diese Nachricht so entrüstet, daß er an der Stelle zu dem Commissär des Stadtviertels, seinem Freunde lief, und ihn ersuchte, ohne den mindesten Verzug mit ihm zu gehen; sie kamen ans Haus, und hatten zum großen Glück' eine Laterne mitgenommen; denn im ganzen Hause brannte kein Licht. Sie ließen eine Fackel anzünden, und ein Bedienter leuchtete ihnen so durch die Zimmer. Sie traten ein, und gleich im ersten fanden sie Donna Brianda mit Dom Sancho im vertrauesten Gespräche. Beyde stürzten dem alten Dom Juan zu Füßen, der, in der Meinung, daß es Dom Pedro sey, schon den Degen hatte ziehen wollen. Als er aber sah, daß es Dom Sancho wäre, den er als einen rechtschaffenen, nur nicht so vermöglichen Edelmann kannte, sagte er gelassen: „Nun, so nehmt einander im Frieden, damit meine Plage doch ein Mahl ein Ende hat.“ Er hatte es kaum gesprochen, als Donna Victoria heraus trat, und die Ge-

gesellschaft bath, ihr mit der Fackel zu folgen. Dom Juan, Dom Pedro und Dom Sancho erkannten sogleich die Dom Victoria de Sylva; Brianda wufste nicht, was sie von der Sache denken sollte. Victoria erklärte nun die ganze Geschichte; alles bewunderte die Stärke ihrer Liebe; Pedro stürzte ihr zu Füßen, bath um Vergebung, und war so beschämt, daß er sich vor den Augen der Welt hätte verbergen mögen. Victoria gab ihm Angesichts aller Briandens Portrait zurück, und er war so verlegen, daß er es dem Bedienten mit der Fackel überreichte. Sie waren nun alle vergnügt, und die doppelte Vermählung ging in acht Tagen vor sich."

XXIV. K A P I T E L.

Beweis und Widerlegung des Sprichwortes, daß eine Krähe der anderen die Augen nicht aushacke.

Rufine war von Dom Jaime's angenehmer Art zu erzählen ganz hingerissen,
(Rufina II, Th.) n

und liefs ihn durch ihr Betragen nicht länger mehr zweifeln, dafs sie ihn herzlich liebe, und mit ihm in nähere Verbindung zu treten wünsche. Er stand daher von dem Gedanken, sie zu befehlen, gänzlich ab, und sehnte sich schon nach einer Gelegenheit, es ihr selbst sagen zu können. Diese fand sich bald; denn Rufine macht' ihm wirklich selbst den Vorschlag, sie zu heirathen, und nach Valencia zu seiner erlauchten Familie zu führen. Er fiel ihr nun zu Füfsen, und bekannte freymüthig, dafs er nicht ein Edelmann, sondern ein Schuster aus Valencia sey; dafs ihn Crispin gedungen habe, um sie zu befehlen; dafs er es aber unmöglich hätte ausführen können, so heftig liebe er sie. „Wenn Sie einen anderen verliebt machen, sagte er ihr, dessen Herz zur Liebe geneigter ist, als das meinige, so ist's kein Meisterstück; aber an mir haben Sie Wunder gethan. Verzeihen Sie mir, schönstes Weibchen, und beglücken Sie mich mit Ihrem Herzen. Wenn ich auch als Schuster geboren und erzogen bin, so sehen Sie doch, dafs sich

mein Geist andere Weg gebahnt hat, auf denen mehr Thätigkeit erfordert wird, und mehr Ruhm einzuernten ist. Dafs ich mich von Crispin bestechen liefs, war nur die Folge meiner Dankbarkeit; denn er hat mir auf dem Wege mit Geld ausgeholfen. In der Absicht nun, Sie zu bestehlen, haben wir auf der Strasse das Gezänk' angefangen, und sofort die ganze Komödie gespielt, die sie wissen. Nun hab' ich aber fest beschlossen, vielmehr ihm einen Streich zu spielen; denn ich lasse mich zu seiner Absicht ganz und gar nicht mehr brauchen. Ich bin vielmehr bereit, Sie gegen jeden Angriff zu vertheidigen."

Rufine war ganz erstaunt, indessen, da sie vermuthen konnte, dafs Crispin ihrem DomJaime auch etwas aus ihrer Geschichte erzählt haben dürfte, und Jaime ein so offenherziges Bekenntniß abgelegt hatte, so hielt sie sich für verbunden, ihrerseits dasselbe zu thun. Sie verhehlte ihn also auch ihr Herkommen, und ihren ganzen Lebenswandel bis zu ihrer Ankunft in Toledo nicht. Ihre Gleichheit der Stände verband sie noch enger, und sie ka-

men beyde auf den ernstestn Entschluß, sich mit einander zu verheirathen. Sie nahmen sich vor, Toledo zu verlassen, und nach Madrid zu ziehen; Rufine bestand aber darauf, daß sie nicht eher abreisen wollte, als bis sie sich an dem unverbeßerlichen Eremiten gerächt hätte. Jaime bath sie, alles nur ihm zu überlassen, da er ihn unter dem Schein' ihrer Freundschaft am ersten in die Schlinge kriegen könnte. Sein Anschlag war, Crispinen rein auszuplündern, und dann, wenn er darüber ungehalten würde, dem Gerichte von Toledo zu überliefern.

In dieser Absicht verließ er Rufinen, und ging zum Waldbruder, der ihn schon mit aller Sehnsucht erwartete. Er war mit Jaime's Vorschriften so zufrieden, daß er ihm neuerdings hundert Thaler in Golde gab, mit denen er nach Willkür schalten sollte. Er konnte leicht so freygebig seyn, da er von dieser Ausfaat eine sechsfache Ernte erwartete. Er nahm sie aus einem Sacke, in dem mehr als fünf hundert Pistolen waren. Jaime merkte sich den Ort, wo der Sack verborgen war,

sehr genau, und schwor bey sich selbst, daß er nicht ruhig schlafen wolle, bis er ihn nicht ganz in seiner Gewalt hätte. So bald Crispin hinaus ging — denn er hatte der Wirthinn zwey Rebhühner einzuhändigen, machte sich Jaime über das Schloß des Kastens her, das ihm, als einem Kunstverständigen, nicht lange widerstand, nahm den Sack, trug ihn an irgend einen Ort, wo er ihn leicht wieder finden konnte, und kehrte zu Crispin zurück. Sie aßen fröhlich; Jaime nahm dann von ihm Abschied, und ging mit seiner Beute gerade zu Rufinen, die ihn nun mit doppelten Freuden aufnahm. Jaime stellte ihr vor, wie nothwendig es nun wäre, Toledo zu verlassen, bevor Crispin entdecke, daß er bestohlen sey. Rufine billigte seine Vorsicht, schlug ihm aber zugleich vor, noch sichrer zu Werke zu gehen, und dem Obrichter, nebst einer Beschreibung von Crispins Person und Lebenswandel, anzuzeigen, daß er sich hier aufhalte, und daß er zu Malaga dem Tod' entlaufen sey. Gesagt, gethan: ebenso eilig war auch der Obrichter; denn

er hatte die Anzeige kaum gelesen, als er auch schon mit seinen Häfchern vor Crispins Wohnung stand: man bemächtigte sich seiner und all seines Geräths. Seine Personsbeschreibung war schon vor einiger Zeit aus Malaga eingelaufen; man verglich sie mit ihm, und fand sie getreu. Auch war unter seinem Geräthe das Eremitenkleid, welches ihn zum Geständnisse brachte. Er war nun zum Galgen vollkommen reif, und beschloß auch sein Leben daran.

Unterdeffen waren die Vögel aus dem Neste geflogen, und lebten nun in Madrid als Mann und Weib mit einander. Garay war nach Alcala gegangen, wo, wie man ihm sagte, sein Weib seyn sollte. Als er sie dort nicht gefunden hatte, gerieth er in böse Gesellschaft, die ihn zu einem Diebstahle verführte. Er hatte weiter nichts davon, als daß er auf sechs Jahre zum Rudern verdammt ward. Er schrieb Rufinennach Toledo, und bath sie, sich seiner zu erbarmen; aber sie war nirgends mehr zu finden. Durch das klägliche Ende so würdiger Männer gewarnet,

liessen Rufine und Jaime von ihrer vorigen Lebensart ab, und legten mit ihrem erworbenen Vermögen einen kleinen Seidenhandel an. Wie lange sie sich dabey ehrlich benahmen, erzählt die Geschichte nicht.

E N D E.

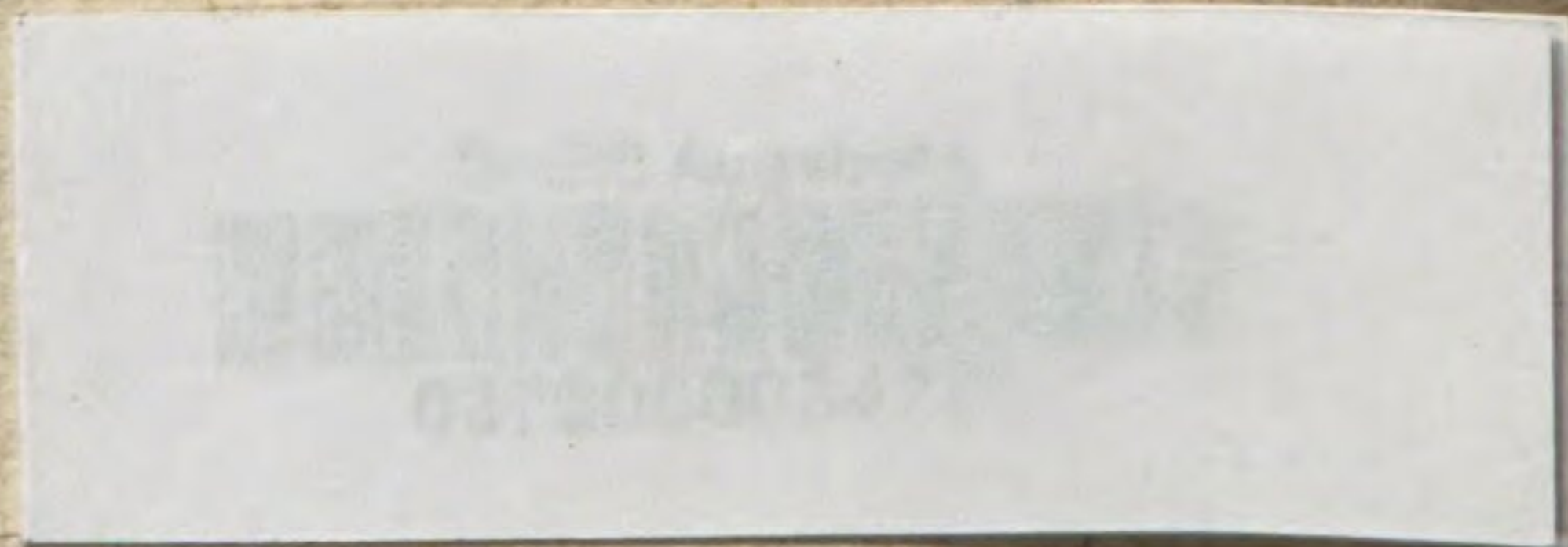


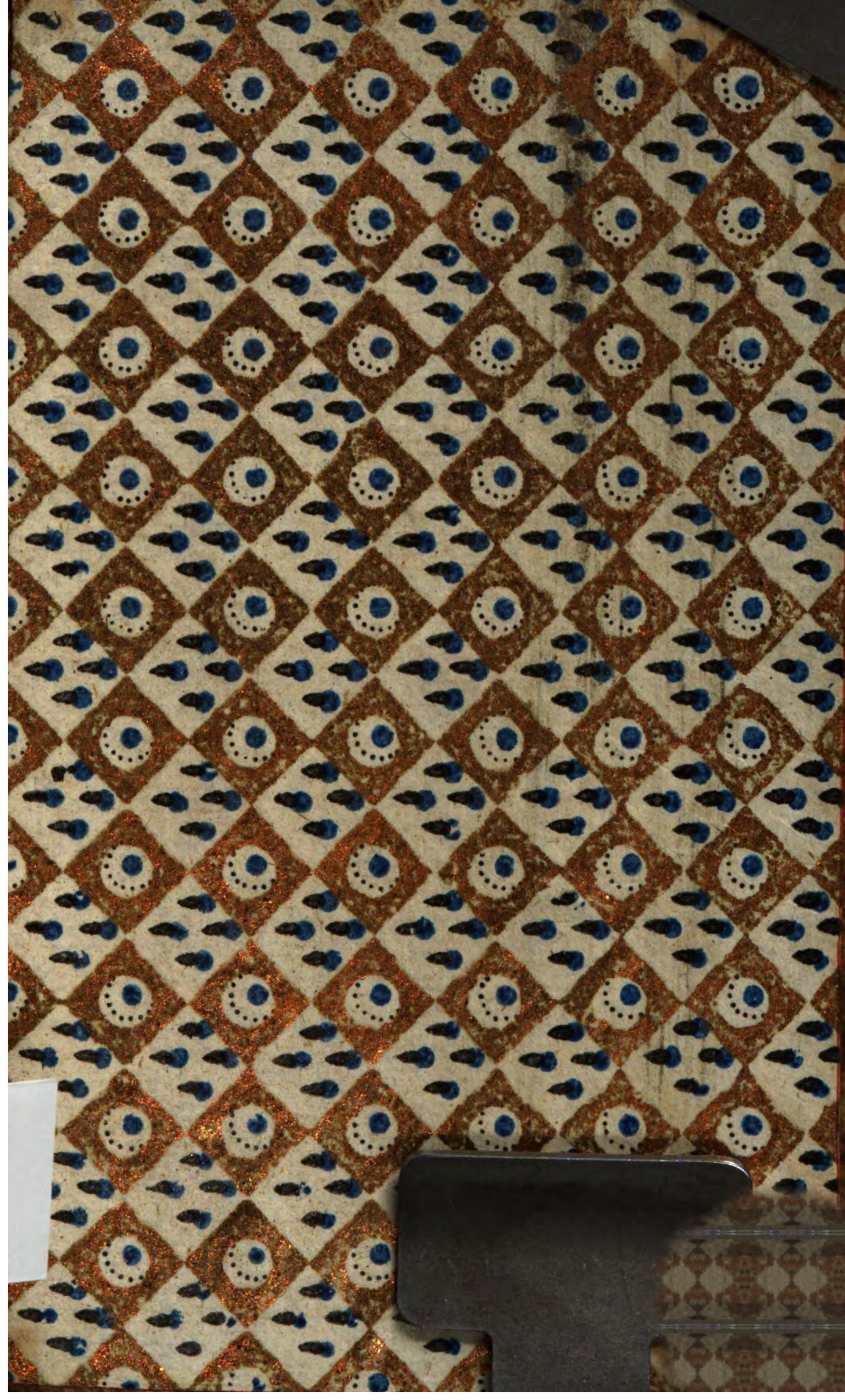


L. A.

Castillo

1791





Castillo Solórzano, Alonso de, 1584-1648

Donna Rufina

Bd.: 2

Wien (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 864 -2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11256965-9

VD18 15462455-001